

012357



15 Jg.

Nr. 8



„Elsas-Land“ Lothringers Heimat



1

2

3

4

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin
Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5
GUEBWILLER

Grosses Lager in
elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Tél: 882

A. GUEUROARD



**Dessins
&
Clichés**

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Gewiss hat ihre Mutter

schon gerne in der bekannten Confiserie DARSTEIN eingekauft und es ist ihnen vielleicht, wie so vielen, eine angenehme Tradition, da weiter zu kaufen, wo traute Erinnerungen an die Kinderzeit Sie hinziehen! Die Firma DARSTEIN ist weithin im ganzen Land bekannt für ihre ausgezeichneten Qualitäten und sie bietet ihrer Kundschaft auch wirklich gutes, trotz den billigen Preisen.

Ein kleiner Versuch macht Sie schon zum dauernden Kunden. Achten Sie aber im eigensten Interesse auf die nachstehenden Adressen der drei offiziellen

Darstein-Verkaufsstellen in Strassburg

Jungferngasse 3, Alter Weinmarkt 20, Langstrasse 16.

Weltprogramme - Unterhaltung - „Land u. Siedlung“ -

„Hier und Dort“ - Senderliste, Kritik, Bilder,
Gelesen auch im kleinsten Ort. — Das ist

„Der Deutsche Rundfunk“

Funkpost

Stets volle 80 Seiten stark

Zweieinhalb Groschen kost' die Nummer,

Im Monat macht's noch nicht 'ne Mark!

Bei Postabonnement sogar nur 85 Pfg. und 5 Pfg. Zustellgebühr

Für Rundfunkhörer Probeheft unverbindlich und kostenlos vom Verlag, Berlin N 24.

Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband.

Aus dem Inhalt:

Aufruf für die Herbsttagung in Hamburg — Anselm Stolz: Matthias Josef Scheeben und das Mysterium der Kirche — Oskar Bauhofer: Gott und Mensch — Albert Auer: Christliches Erziehen — Friedrich Braig: Der religiöse Sinn der Klassik Schillers — Franz Xaver Münch: Pius X. und der Katholische Akademikerverband — Michael Schmaus: Uebersicht über die religiöse Literatur der Gegenwart — Friedrich Braig: Das Bild Schillers in der Literaturforschung der Gegenwart — Cornelius Schröder: Das humanistische Weltbild Hans

Carossas

1935

Zweites Heft

April bis Juni

Achtes Jahr

Verlag Haas & Grabherr in Augsburg



Die Dormitio Mariä am Strassburger Münster



9730



DT

Elfaß-Land Lothringers Heimat

15. Jahrg.

AUGUST 1935

8. Heft

Sommersonne – Sommerleben

Von Claus Wickram

Der Gefangene

Sonne überflutet das ganze Land. Ueberall Freude und Lachen! Blauer Himmel, Blumen, in der Ferne die Berge! — Mich hält die Stadt gefangen. Ich sehe Männer, Mädchen, Buben in Touristenkleidern mit den Rucksäcken auf dem Rücken zur Bahn eilen. Die schweren Nagelschuhe klirren herrisch auf dem Pflaster, das sie gleichsam verhöhnern. Und auch mich scheinen diese Menschen auszulachen: Die Sonne scheint so schön, warum gehst du nicht mit uns?

Ich kann nicht fort. Nur die Sehnsucht nach den Bergen wühlt in mir. Bilder erstehen vor meinem Geiste, ganz nebensächliche, kleine: Morgensonne, die klar und frisch den Hang überspült, und in Tausenden von Perlen glitzert der Tau an den Grashalmen und Büschen; eine Wiese, auf der Kinder springen; eine rote Burgruine mitten im schwarzen Tann; ein Blick vom Bergkamm über die Höhe zur Ebene hin und Freudefarben ringsum in der Weite; Abstieg am Abend, die Sonne versinkt hinter dem Gebirge, dessen Ränder sie scharf ausschneidet, während alle Linien weich und duftend ineinander fließen. Das ist doch so wenig, so alltäglich fast und doch für mich unerreichbar viel.

Ich muss der Stadt gehören. Zwischen hohen Häusern gehe ich spazieren, durch lange Gassen und Strassen, an vielen Menschen vorbei, aus deren Gesicht mir nichts entgegenleuchtet. Arme Menschen der Stadt! Zu Tausenden sind wir beisammen, stehen uns im Wege, treten uns auf die Füße, schreien uns an und bespuken uns gegenseitig. Zusammengepfercht sitzen wir in Bierhäusern oder Weinstuben. Grosse Worte führen wir im Munde: Fortschritt, Wissenschaft, Glück, Ideal, und dabei meinen wir doch nur Geld und Egoismus. Und so wenig wird für den Menschen getan. Schaut sie, die vielen, die herumstehen, die ohne Arbeit und ohne Lebensnerv sind, die den

Stempel des Elends tragen, und für die unsere Zivilisation nicht sorgt! Das Leben aber wäre anders, wenn man nur ein natürliches Menschentum anstreben möchte; es wäre gut, wenn man nur wollte, wenn man nur guten Willens wäre in der Welt!

Geht hinaus ins Feld, in den Wald, in die Berge! Legt euch in die Sonne, badet in Luft und Licht, nehmt die Gesundheit der Erde, Blumen, Grün, Bäume, Boden, Sonne in euch auf! Werdet Menschen der Natur! Aber auch ich kann nicht hinaus, auch ich gehöre der trübseligen Stadt. Ich fühle die drückenden Fesseln, ich gedulde mich. Unbezwänglich ist in mir die Sehnsucht nach den Bergen, nach der freien Natur, und ich weiss: die Zeit wird kommen, die Bande werden zerreißen. Ich grüsse euch alle, Freunde, Kameraden, die ihr voller Freude und Lust die Stadt abschüttelt und hinauseilt in die Berge!

Sonnenleben

Endlich kann ich die Stadt wie ein schmutziges Kleid von mir abstreifen. Und nun eile auch ich hinaus in den Sommer. Es ist ein wunderbarer Sonntag. Längst sind die Blüten von den Bäumen gefallen, hoch und grün steht das Gras in den Wiesen, und an einzelnen Orten hat die Heuernte angefangen. Ist es schon heiss? Ich weiss es nicht und fühle es nicht: ich ziehe zu den sonnigen Höhen. Stundenlang marschiere ich durch den Wald, den alten Freund, der immer wieder ein neues Gesicht annimmt und das mir vertraut ist seit langen Jahren. Ich möchte mit der Hand an die Stämme schlagen, wie man dem Freund auf die Schultern klopft. Gross und hoch und schlank stehen die Buchenstämme, das Blätterdach schliesst sich, bildet lichtgrüne Wölbungen, die ein zartes, mildes Licht spenden: ich werde andächtig und ruhig. Und dann kommt der rätselhafte Tann, wo es still ist und der Boden weich, ich höre den eige-

012357



nen Schritt nicht ; durch die Nadelzweige fällt nur da oder dort ein goldener Kringel, und das Märchen, ich weiss es, wohnt hier irgendwo, und es ist gar nicht gestorben, wie es die Menschen drunten immer protzig erzählen. So marschiere ich und nähere mich mehr und mehr meinem Ziele.

Es wird licht zwischen den Bäumen, ich höre Lachen. Und nun breitet sich die Wiese weit vor mir aus : auf einmal ist sie da, breitgelagert wie eine Mutter, voller Sonne, so freudig hell und grün, weil von dunklem Wald umgeben. Blumen blühen zu Tausenden, blau und gelb und weiss, Kinder jauchzen, springen, spielen, und sie selbst sind wie grosse Blumen, blond oder dunkel. Und auch die Grossen sind da in ihren hellen Kleidern. Männer und Frauen werden zu Kindern, spielen, lachen und sind sorglos. Oder sie liegen in der Sonne, schauen in den blauen Himmel und geniessen die wunderbare Stunde, die ihnen gehört. Ich lasse mich im hohen Grase nieder. Die Tannen duften, Bienen summen, Käfer recken sich an den Halmen empor, streben nach Sonne und Licht. Ich will nichts denken, will mich, den Käfern oder Bienen gleich, dem Sonnenleben ergeben, will einfach das Licht in mich atmen.

Ueber den Königsstuhl und die Ruine Bilstein komme ich, und Hohrappoltstein schaut über den Hang in die Ferne. Unter mir breitet sich grün und golden die Ebene aus mit den vielen dunklen Flecken der Dörfer bis zum fernen, blauen Horizont. Die ganze Heimat ist da, die sich in der Wärme dehnt, langsam und gesund atmet und wieder unzählige Früchte zur Reife bringt. Das ist das Grosse : die ruhige, fruchtbare, sonnenbeglückte Heimateerde, die ich liebe, deren Abbild ich in den Menschenbrüdern um mich suche, und deren Abbild ich selbst sein will. Froh und leicht wird mir ums Herz. Arme und Gesicht strecke ich der Sonne entgegen, in aller Einfachheit, wie die Erde meiner Heimat, gebe ich mich ihr hin und lasse alle die beunruhigenden Gedanken, alle Unlust und Mühsal der Welt aus mir fallen und nehme dafür reines, gesundes Licht in mein Inneres auf. Das ist mein Sonnenleben !

Am Schiessrotfried

Drunten im Tale war es dumpf und heiss. Im Kessel des Wormsatales brannte die Sonne, und die Felsen warfen die Hitze zurück. Der Schweiß lief mir über das Gesicht ; so war es recht, so trieb ich den alten Menschen aus mir hinaus. Rascher schritt ich aus, am Wasserfall des Eischbödle vorbei, am trauten, schattigen Bergsee vorbei, immer höher, durch die mächtigen Tannen hin, die noch lange den Blick auf den Spiegel des Sees freiliesen. Die Fläche des Schiessrotfriedes gleisste auf. Bald darauf glitt ich durch die Fluten. Die Sonne strahlte, einige dickbäuchige Wolken segelten am Himmel hin, betrachteten sich im See und hielten

Zwiesprache mit den Felsen und den Tannen. Ich schwamm ohne Hast, liess das Wasser meinen Körper umschmeicheln und genoss die herrlichen Bilder des Bergsees links und rechts. Ein leichter Wind warf sich in die Fläche, zerbrach schnippisch die Bilder und kräuselte das Wasser, das sich in lange Ketten und Kreise verschlang, sich dehnte und lächelte. Kinder plätscherten am Ufer, bauten Deiche und bespritzten sich ; lange schaute ich ihnen zu. Von Wasser triefend, von der Sonne gebräunt, war ihre Haut straff, voll und gesund, das Haar klebte um die Stirne, die Aeuglein glänzten. Sie hatten manchmal Angst vor dem Wasser und waren nur mutig in Vaters Arm. Sie kreischten, lachten, balgten sich. Kinder, wie herrliche Geschöpfe seid ihr, so erdennah, so ganz unverbildetes, unverfälschtes Leben der Erde ! Ich bin froh für euch und möchte fast weinen, und wenn ich euch sehe in eurer Gesundheit und eurer Frische, so möchte ich einen neuen «Naturalismus» predigen, dass ihr vom Gifte unserer Kultur verschont bliebet. Hier ist Luft, Licht, Wasser, Natur ! Hier ist Kraft und freudiges Leben ! Hier solltet ihr bleiben können !

Habt ihr aber schon einmal in die Höfe von Mietskasernen geschaut oder in die engen, muffigen Gassen der Armenviertel, in das Vorstadtelend unserer berühmten Grosstädte ? In die Arbeitsstätten ohne Luft, in die verpesteten Lokale, in all die Perversität unserer Ueberkultur ? Habt ihr diese armen, schmutzigen, kranken Kinder gesehen ? Tausende, Hunderttausende von Menschen leben und kennen die Natur nicht, Kinder leben, die kaum wissen, was eine Blume oder ein Baum ist, die wie Kellerspflanzen dahinleben, in Lumpen, im Schmutz, krank, unterernährt, unschuldige Opfer unserer Zeit, steter Vorwurf unserer Unmenschlichkeit !

Gesund ist das Leben in Wald und Wasser. Die Natur und die Sonne kosten so wenig. Doch die Völker haben dafür kein Auge. Was hat der Weltkrieg gekostet an Menschenopfern, an Geld ! Was hätte man alles dafür anschaffen können, gesunde Wohnungen, Spitäler, Sanatorien, Ferienheime, Schulen ! Auch heute wieder hat man für Kanonen und Gasmasken Geld genug. Nicht aber für die Gesundheit und das Wohl der Kinder.

Daran musste ich denken, als ich die Kleinen am Schiessrotfried betrachtete, und auf einmal war es mir, als ob eine Wolke die gute Sonne verdeckte, und als ob alle Farben grau und tot wären.

Kammwanderung

Ich hatte die Kammhöhe erreicht und marschierte rüstig dahin, im langsamen Auf und Ab der uralten Hochfläche. Einzig schöner Weg ! Kurz, dicht und voller Blumen steht das Gras, würziger Geruch entsteigt ihm. Der Wind weht



Photo G. Meyer

Münster

scharf, aber angenehm, über die Höhe. Herden weiden vor mir, hinter mir und dort vorne noch eine. Unaufhörlich klingen die Glocken rein und traut. Weit nach allen Seiten erstreckt sich der Blick: vom Donon zum Hohneck und zum Belchen kann ich die Bergeshäupter zählen, und mein Auge umfasst die Ferne, das Innere Frankreichs, die sich abstuftenden Waldkuppen, die elsässische Ebene dem Rheine zu und den helblauen, verschwimmenden Schwarzwald.

Ich bin voller Freude: das ist die Einsamkeit um mich. Ich kenne furchtbare Einsamkeiten im dicksten Menschengewühl, in Sälen voller Musik und Lachen, Seeleneinsamkeiten, vor denen man sich flüchten möchte, und die grausamer sind als Menschenbosheit. — Hier aber ist meine liebe, gesuchte Einsamkeit. Seit Stunden begegne ich kaum einem Menschen. Rüstig schreite ich dahin, das Gesicht im Winde, mit leichtem Gepäck und leichtem Innern. Ich gebe mich der Freude an der Zwiesprache mit meiner Einsamkeit hin. Der Wind zerzt an mir, und ich lache ihm zu, denn er gehört zu meinen Bundesgenossen und Freunden, und jener anderen Freundin noch lache ich zu, der lieben, guten Sonne. Sie hat mich gebräunt während der Tage meiner Wanderschaft, sie hat mich gesättigt und gestärkt.

Ich erzähle meiner Einsamkeit, wie sehr ich die Menschen liebe, die Leute meiner Heimat da unten wie die Menschen aller Länder. Doch so

manche wollen von meiner Liebe nichts wissen. Sie lachen darüber, zucken die Achsel oder ver-spotten mich. Ich will nur Gutes und Gesundes, doch mit Hass und Lüge wird mir geantwortet. Es schmerzt, die Seele blutet. Und doch! Die Sonne lacht, immer ist sie jung und schön und warm. Immer sind Wald und Natur und auch die Heimat nahe und gut. Die Menschen? Trotz allem, ich liebe sie. Ich bin ja gut und zu dumm; ich habe zu viel Herz, und es soll wohl so sein. Drum will ich weiterhin für sie arbeiten und ihnen Gutes tun. Auch wenn es keinen Lohn gibt und wenn es nur Undank gibt. Wird es mir bei den Menschen zu eng und dumpf, komme ich wieder zu den Bergen, bade ich mich in Sonne, suche ich dich, meine Einsamkeit, wieder auf. Du bleibst mir treu, und du, mein Bundesgenosse, o Wind, und du, unbesiegbare, herrliche Sonne! Die Felsen fallen steil gegen das Elsass ab. Bergseen träumen, halb vertrocknet in der Tiefe. Die Wolken ziehen. Voller Freude schreite ich, und die Einsamkeit singt Liebeslieder in mir.

Ein Brief

«Du bist so niedergeschlagen in deinem Brief. Weil man dir wehtat, ohne dass du es verdienst, weil man deine Seele knickt, mein Freund? Die letzten Tage waren voller Wolken, grau und regnerisch. Aber jetzt ist es sonnig und schön geworden. Sieh dieser Sonne Freude, Strahlenkraft



Photo Haller

Schnepfenried

und Reinheit ! Die bösen Geister weichen. Es gibt Menschen, schreibst du, die nicht wissen, was der anderen Leben und Seele ist. Du hast recht. Es gibt leider Menschen, denen ist die Sonne verhasst und die Klarheit und Sauberkeit. Sie trauen nicht in die Sonne oder in die Augen des Mitmenschen zu schauen ; ihr Blick ist lauernes Gift, und ihr Mund ist in Bosheit verzerrt. Ihre Freude ist es, wenn sie im Schmutze wühlen und wieder etwas Erlogenes und Verdrehtes ausspucken können.

Du aber, mein Freund, mußt dich über diese neidischen und gehässigen Menschlein stellen, die nicht die Schönheit der Welt kennen, die nicht nach Grosse und Edlem streben können oder wollen, die die Sonne nicht zu schätzen wissen und nicht den blauen Himmel, nicht die herrlichen Berge, die nicht ahnen, wie das Herz weit werden und aufsingern kann.

Sieh, wie die Sonne so hell auf dem Rosenstrauch liegt und die Blumen küsst, wie sie in warmen Wellen an der Hauswand herabrieselt ! Ich strecke ihr meine Hände entgegen : die Finger fangen das Licht auf, sie scheinen es zu halten und von ihm angefüllt zu sein. Mein Körper dehnt und reckt sich. Sonnenlust wächst in mich, dringt in mir hoch, erfüllt mich ganz. Von was sprachst du doch ? Von den Gehässigen, den Seelenvergiftern, den Schattenfiguren ? Wo sind sie denn ? Ich sehe sie nicht mehr, sie sind versunken, vergessen mit all ihrem Tand und ihrer Kleinlichkeit.

Den Kopf zur Sonne, den Blick zur Ferne !
Zum Sonnenleben entführe ich dich ! Das Bündnis
mit dem Licht macht uns leicht und reich, komm,
mein Freund !»

Kahler Wasen

Ich liebe den Kahlen Wasen als einen der herrlichsten Berge der Vogesen. Kommt man von Lautenbach oder aus dem Münstertal, immer gleich schön ist er. Wettertannen recken sich starr und zerzaust, und man fühlt in ihnen den trotztenden Widerstand gegen den Wind, Büsche stehen dicht und herb, und der Heidelbeeren unzählige, dunkle Augen locken. Oben ist der Blick frei, weit, weit in die Runde, so wie ich ihn voller Lust genieße. Warum aber liebe ich den Berg so ausserordentlich ? In seiner männlichen, langgestreckten Schönheit zwischen den Tälern ist er in nichts verschieden von den anderen Belchen. Aber es ist so : jedes Mal, wenn ich den Kahlen Wasen bestieg, war Sonnenwetter, war mein Geist frisch und froh, und ich habe immer fruchtbare Gedanken und Erinnerungen mitgenommen.

Ihnen wollte ich mich auch dieses Mal hingeben, ich musste aber an unser Schicksal denken, und wenn ich auch die Idee von mir abschütteln wollte, sie lag wie ein Gewicht auf mir, ich empfand es wie schon oft. Wie einfach wir eigentlich leben könnten, besser und natürlicher ! Wir müssten uns nur der Natur anvertrauen und ihr nahe

bleiben. Hier auf den Bergen streift man den Abschaum der Kultur von sich, hier weitet sich der Blick, wie der leibliche, so auch der geistige, die Seele wird gross und rein, findet ihr Selbstbewusstsein und die Tiefen der eigenen Kraft wieder. Anders leben, schreit es in mir, ohne die Gehässigkeit und Oberflächlichkeit, die uns beherrschen. Wir sind zu gebildet, zu raffiniert und darum — es muss gesagt sein — vertiert. Wir müssen umkehren und unsere Götzen verbrennen, und die sind Geld und Habgier, Unmenschlichkeit, Politik der Zerrissenheit, Wirtschaft des Kapitalismus und der Entseelung, Amerikanismus. Sind wir noch stark genug, uns und unsere Kinder aus dieser Ueberkultur zu retten? Wir verkommen, gleiten immer mehr in die Dekadenz, Generation um Generation. Es muss jedem denkenden Menschen bang um die Zukunft werden. Darum müssen wir rufen, und der Kahle Wasen macht es uns leicht: Zur Natur zurück! Sonnentage leben! Einfach werden! Gesund bleiben! Dürfen wir das noch hoffen? Das fragte ich mich, während ich durch ein wunderbares Abendlicht abwärts schritt, am Ried vorbei, und auf dem einzigartigen Pfad, der Furch, mich Münster näherte. Da sah ich das Bild abends vor mir, und ich lächelte.

Abends

Ja, dieses Bild abends, das ich schon oft mit Freuden genoss, gibt mir Hoffnung. Erstaunlich viel Leute sind es, die ihre Sonntage in den Bergen verbringen. Abends fließen sie an den verschiedensten Bahnhöfen, in Metzeral, Münster, Thann oder Rappoltweiler, Zabern oder Barr und in hundert anderen Ortschaften zusammen. Schaut sie an: sie haben glänzende, braune Stirnen, Lachen und Freude stehen in den Gesichtern, und aus ihnen leuchtet noch die Sonne des Tages.

Fast alle, die in die Berge ziehen, sind Stadtmenschen. Von einem Tag der Woche zum anderen träumen sie vom Sonntag, der sie frei und freudig der Natur und der Sonne wieder zuführt. In dumpfen, lichtlosen Bureaux, an ratternden, klappernden, stampfenden Maschinen, in muffigen Verkaufsläden und Ateliers lebt die Erinnerung an die vergangenen, hellen Tage und die junge Hoffnung auf den nächsten.

Sonntag! Es ist der Tag der Sonne, wie der Name es sagt, der Freiheit und der Freude für



Wettertanne in den Hochvogesen

alle Menschen. Und nun streben sie den Bergen zu, wandern und singen, nähren Auge und Geist mit Schönheit und Heimat, pumpen die Lungen voll köstlicher Luft, strengen die Glieder an und strecken sie, verbringen den ganzen Tag in Gottes guter Sonne. Und das ist das Wichtige: sie verlieren den Halt an der Natur und am Menschsein nicht. Sie werden gesünder, standhaft im täglichen Einerlei, besser zum Leben. Sie lieben die Berge und die Heimat. Abends kommen sie mit glänzenden Stirnen, geröteten Wangen und lachenden Gesichtern in die Täler zurück: die Sonne leuchtet noch in ihnen und die Freude dieser Sonne. So will ich die Hoffnung behalten für ein gesundes, gutes Menschtum in unserem Land.

Gedichte von Georges Boesch

Haus Rappoltstein

Auf meine Villa in Mégrine am tunesischen Golf.

Am fernen Strand hab' ich mein Haus errichtet ;
Ein neues Schaffen füllt des Lebens Kreis.
Und hab' ich bisher nur geträumt, gedichtet,
So pfpopt ich dieses Jahr ein neues Reis.
Hoch wuchs der Bau, wie ich im Geist ihn schaute,
Ich zog beglückt in seine Räume ein,
Weil ich den lieben Namen ihm vertraute,
Den heimatlichen Namen Rappoltstein.

Wie oft hab' ich an schönen Sommertagen
Den Wald empor, der schwellend dich umrauscht,
Mein übervolles Herz zu dir getragen,
An Duft und Licht und Farben mich berauscht.
Und wenn der Herbst dann golden überflogen
Mein Heimatland vom Tännchel bis zum Rhein,
Dann bin ich wehen Herzens fortgezogen
Von dir, du altvertrauter Rappoltstein.

Wahrzeichen harter Zeit ragst du dort oben
Mit Turm und Zinnen, eine hehre Wacht.
Die Zeiten- und die Wetterstürme toben,
Doch hat dich keiner noch zu Fall gebracht.
Du schaust auf meine liebe Heimat nieder
In ihrem Kranz von Wäldern und von Wein.
O schütze du die Stadt der Pfeiferbrüder,
O schütze sie, du hoher Rappoltstein.

Du Schwurhand in der Heimat Wappenschilder,
Betreue auch mein Haus am fernen Strand,
Das ich geschmückt mit deinem lieben Bilde
Und mit dem lieben Namen dein benannt.
So fern ich sei der holden Heimaterde,
Soll stets mein Herz in ihrem Dienste sein,
Und dass die Trennung mir erleichtert werde,
O hilf mir du, du neuer Rappoltstein !

Es werden immer diese Rosen sein ...

Aus schwülen Gärten bricht ein Farbenschimmer
Berauschend aus der Büsche dunklem Saum.
Ich gleite wie ein freudetrunkner Schwimmer
Geschlossnen Auges durch den Sommertraum.
Vergessne Bilder aus den Tiefen steigen,
So schön und herb und heiss wie alter Wein.
Von roten Rosen schlingt sich drum ein Reigen.
Es werden immer diese Rosen sein ...

Wir hatten uns am Lebensweg gefunden,
Zwei irre Kinder in der Sehnsucht Nacht,
Und haben wundersel'ge Sommerstunden
Einsam verträumt, verplaudert und durchwacht.
Und als du gingst und sich die Hände wanden,
Da leuchteten in unsern Schmerz hinein
Die letzten Rosen, die am Wege standen.
Es werden immer diese Rosen sein ...

Heimweh

Der Süd Sturm wütet um die flachen Dächer
Und wälzt heran die Flut von heissem Staub.
Zur Erde biegen sich die Palmenfächer,
Verdorrend fällt im Garten Blüt' und Laub.
Es hüllt den Himmel bräunlichroter Schwüle,
Selbst seine Luft zu atmen wird zum Graus.
Denn alles lechzt nach Luftzug und nach Kühle ...
O wär' ich doch, o wär' ich doch zu Haus !

Mit schlaffen Gliedern, mutlos, matt und schwitzend,
Schlepp ich vom Sessel mich zum Bette hin,
Den schönen Ferientag verträumend und versitzend ;
An's Haus gebannt, ich ein Gefang'ner bin.
Am Abend keine holden Sterne funkeln,
Umsonst lehn' ich mich in die Nacht hinaus :
Die Luft steigt drückend auf zu mir im Dunkeln.
O wär' ich doch, o wär' ich doch zu Haus !

Dort liegt gehüllt in grüne Sommerschleier
Das weite Tal, das voller Segen prangt.
Die Sterne blinken kühl im dunklen Weier,
Die Rebe hoch schon ihre Bogen rankt.
Vom Berge grüssen stolze Burgruinen,
Wahrzeichen meiner Heimat, weit hinaus,
Vom Strahlenkranz des Abends goldbeschieden ...
O wär' ich doch, o wär' ich doch zu Haus !

Wie lange noch, wie lang kann ich bezähmen
Den Trieb, der allgewaltig mich ergreift ?
Ich ruf' es laut. Wie ? Sollte ich mich schämen
Des Heimwehs, das in meinem Busen reift ?
Bald wird es übermächtig in mir schlagen.
Ein schnelles Schiff beendet Gram und Graus.
Das Dampfross wird mich in die Heimat tragen.
O wär' ich schon, o wär' ich schon zu Haus !

Ein goldner Ferientag. Die Sonne lachte.
Da tratst du in mein Leben, mild und licht,
Ein Strahl des Himmels, den ein Engel brachte.
Da ward mein ganzes Sein mir zum Gedicht.
Und alle Gärten dufteten und blühten
In unsre stille Seligkeit hinein,
Und alle Rosen bluteten und glühten.
Es werden immer diese Rosen sein ...

Der Küchenmeister des Bischofs Johann von Manderscheid

Von Dr. L. Pflieger

Im Jahre 1569, mitten in den Reformationswirren, wählte nach dem Tod des Bischofs Erasmus von Limburg das Domkapitel den Grafen Johann von Manderscheid zum Bischof von Strassburg. Wenn die protestantische Stadt Strassburg gehofft hatte, dass unter diesem neuen Bischof das ganze Bistum Strassburg für die Lehre Luthers gewonnen würde, so sah sie sich bald bitter enttäuscht. Denn gerade Bischof Johann war es, der mit aller Energie die Gegenreformation einleitete und in seinem Bistum den schon wankenden Katholizismus befestigte und den Strassburger Sprengel endgültig für die römische Kirche rettete.

Doch nicht von diesen Dingen wollen wir den Leser unterhalten. Johann war eine kraftvolle Persönlichkeit, ein Freund eines guten Tropfens und einer guten Küche. Aber obschon er auf seinem Schlosse Hoh-Barr bei Zabern die berühmte Hornbruderschaft für trinkfeste Gesellen gründete, war er im Essen und Trinken ein Feind jeden Uebermasses. Er war ein tüchtiger Verwalter und ein grosser Organisator, der Ordnung in die zerrütteten Finanzen des Bistums brachte. Er kümmerte sich um alles. Durch zahlreiche, von ihm selbst entworfene und die kleinsten Einzelheiten regelnde «Ordnungen» für seine Beamten und Diener vom Kanzler bis zur Wäscherin und zum Schweineknecht hat er in sämtliche Zweige der Verwaltung eingegriffen. Aus einem noch erhaltenen (in den Archives départementales du Bas-Rhin G 403) dicken Heft, in welchem diese Ordnungen eingetragen sind, ist die Ordnung des Küchenmeisters von besonderem kulturgeschichtlichem Interesse.

Der Küchenmeister war der oberste Chef der Küche am bischöflichen Schlosse zu Zabern, wo Bischof Johann mit seinem Hofstaat, seinen Räten und Kanzleibeamten meistens residierte. Die leibliche Fürsorge für diese Beamtenschar und das zahlreiche Hofgesinde oblag dem Küchenmeister, unter dessen Szepter eine Schar von Köchen stand. Seine Obliegenheiten sind in einer Dienstordnung, die zu halten er beschwören muss, aufs genaueste angegeben. Aus ihr kann man entnehmen, dass in der Küche grosse Quantitäten Fleisch, Wildbret, Geflügel und Fische verarbeitet wurden. Denn der Küchenmeister darf nur en gros einkaufen, wie wir heute sagen würden. Auf den Viehmärkten kauft er um Ostern Magervieh ein, das auf den bischöflichen Weiden gemästet wird. Er darf nur im Notfalle bei dem Metzger einholen. Auch den «Anken», die Butter muss er in grossen Quantitäten erwerben. Auf den Frankfurter Messen holt er Gewürze und Zucker, auf den Strassburger

Jahrmärkten kauft er den Reis ein, aber wieder nur en gros, nicht bei den «Grempen.» Alle seine Ausgaben muss er gewissenhaft eintragen und monatlich dem Hofmeister Rechnung ablegen. Für die Fische sind eigene Weiher angelegt. Wenn der Bischof auf Reisen geht, muss ihn der Küchenmeister begleiten.

Wegen der vielen interessanten Angaben wollen wir das Dokument im Wortlaut folgen lassen:

Kuchenmeysters Eyde und Ordnung

Der kuchenmeyster schwerdt den gemeinen eydte nachfolgend ordnung zu hallten.

Es soll die kuchen zu allen zeitten zum besten versorgen, auch uff keller, pfister (Bäcker), köche, gartner und undergesünde uffsehen haben. Darannsein, das sie ire diensten und geschefften, jeder nach seinem standt, getreuwelich warten, dasjhenig, so jedem bevolhen ist, mit fleysss verwallten, thun und aussrichten, wie jeder das thun soll und in seiner ordnung begriffen ist.

Der kuchenmeister soll das fleisch, es sey gross oder klein, rindfleisch, schwein, hämmel, schaffe, kelber und anderss, zum besten und nechsten kauffs er mag, jederzeit bestellen wie er getrauw, unserem gnedigen herren für seiner Gnaden hoffhalt zum nutzlichsten sein und am wolfeylsten ankommen mage.

Nemblich das rindtvye in einer summa oder zahle sammenthafft kauffen, und so weyt ers verhietten mag, kheins an den metzgerpenckh nehmen, sunder das umb Ostern und anderen gepürlich zeytten an gelegenen marckhten, so das mager ist, kauffen, uff die weid schlagen, davon je zu zeitten der notturft ein zahle zu holen, zu schlagen und in die kuchen zu brauchen.

Auch mit dem metzger verschaffen und versehen, damit das nach nutz gehauwen und geprauchet werde, wie die notturfft fordert, damit nichts zu unnutz uffgange oder abgetragen, sonder er jederzeit wisse, wievil dessen sey und in die kuchen gebraucht werde.

Und ob sich zu zeitten der notturft begeben, das man auch fleisch in der metzig nehmen müste, so soll der kuchenmeyster das zu allen mahlen mit khundschaft eines kochs kauffen und wegen, auch von stundt in den hoffe und kuchen tragen lassen.

Er soll auch uff nechst und füeglichst er jeder zeit mag, die kuchen mit ancken (Butter) versehen, als im meyen Hagenawer und Zaberner messen, den auch in vessern und sonst grossen geschiren oder wie er den am bequemlichsten bekommen khann, kauffen, in seiner gewarsame



Strassburger Schriftprobe Dietterlins aus der Zeit des Bischofs Johann von Manderscheid

beschlossen hallten und den köchen zu jederzeit herausgeben, sovil die notturft fordert.

Dessgleichen soll er auch zu den zweyen Franckfurther messen würtz, zucker und anders so ime bevolhen würdt, und vastenspeyss zu rechter zeit bestellen. Daneben auch in der Strassburger mess reyss vnd anders zur notturft kaufen, bey den grempen im pfennigwerdt nit nehmen, die notturft wurde dann solches erfordern. Alsdann soll er es mit wissen und kundschafft kauffen, in seiner verwarung behalten und nit mehr dann sovil gebürlich in die kuchin geben.

Er soll auch hiener, vogel, eyer, vischhering und andere klein kuchenspeyss, so man zu jeglichem hoffegeprauch haben muss, zu rechten und besten marckten getreuwelich uffs nutzlichst kaufen, den kochen nach notturfft antwurten und versehen, das nichts abgetragen, hingeben oder zu unnutz gepraucht werde.

Darum soll er auch alle tage aigentlich verzeichnen, wass er aussgibt, auch womit und mit wieuיל personen solichs jederzeit veretzt (atzen, essen) und uffgangen sey.

Auch solle er alle wochen von dem Keller (Kellermeister) rechnung nehmen, wass von korn, wein und fruchten uffgangen und verfuttert sey, und solches aigentlich in sein monatrechnung setzen.

Also soll er alle monat seiner innome und aussgabe rechnung thun und solcher zeit, das kheine zwen monat zusammenkhommen, zu verrechnen, es were dann, das es anderer geschefften halb nit sein khöndte.

Er sol auch wochenlich unserem gnedigen herren oder seiner Gnaden hoffmeister oder in abwesen desselbigen den haushoffmeister aigentlich in ein zedell verzeichnet geschrieben geben, was die wochenn in fleisch, vischen, kappen (Kapaunen), hünern, gensen, ennten, wilpreth, gefugeln (Vög-

geln), anncken, wurtz und anderem, schweynen, kelber, hemmeln, schaffen, lemmern, speinferlin (Spanferkeln) uffgangen sey, summarie darthun, gar nichts ussgenommen.

So soll er bey den köchen, darob sein und verschaffen, das sie alle ding zum treüwlichsten und nutzlichsten, auch reinlich, sauber und recht versorgen und kochen, nichtzit hingeben noch abtragen lassen, was er auch darinn nit behaupten mag, unserm gnedigen Herren oder dem hoffmeister ohne verzuge anbringen.

So soll er niemandt nichts, er sey wer der wolle, gekocht, noch angekocht essen oder rehe geben, es sey wilpreth, visch, vogel oder anders nichts ussgenommen, es ware dann durch unsern gnedigen Herren oder den hoffmeister erlaucht.

Der kuchenmeister soll alwegen morgen und abents, so er anheimisch ist, uffmerckens haben und sehen, wehr allenthalben gespeisst werde, und die köche sampt und sonder anhalten, das sie selbs auch nichts usstragen noch ichzit (etwas) jemandt anderm also ausszutragen geben.

Er soll auch dem porttner aigentlich undersagen, das er niemandt dann hoffgesindt einlasse, er sey dessen dann durch unsern gnedigen Herren oder den hoffmeister bescheiden, oder die frembd vom adel oder herren den hoffe unser Gn. Herren zu ehren suchen oder gehn hoff geladen seyen.

So soll er jeden monat von eim cantzler oder hoffmeister ein zedel, darinn alles hoffgesunde geschriben standt, erfordern und sich desselben hallten.

Wann man taglöner hatt, soll der kuchenmeister bestellen, das sie jederzeit ir morgensuppen zu syben, den ymbis zu eiffen, die vesperirtten (Vesperbrot) umb zwey und das nachtmale umb salvezeit haben, beyeinander essen, nüt lassen anrichten, sie seyen dann alle zuvor beyeinander.

Denen soll der underkeller mit hilf der wechter die disch bereyten und deren warten.

So man zu hoffe zu Dische sitzet, soll er ufftehen haben, das die disch ordenlich, wie sich gepürt, besetzt und gespeisst werden, und die frembden, die nit hoffgesind seindt oder da zu schaffen haben, rechtfertigen.

Darzu soll er niemandt, der nit in die küchen gehört, er sey wer der wolle, darinn führen, es sey zu wermen, zehren oder in andere wege, auch solches den kochen zu thun nit gestatten.

So soll er eysen und saltz zu rechter zeit kaufen, uff das nutzlichst ers anschaffen mage, und dero pfennigwerth sparen, auch das gekauft in seiner gewarsam behallten, das er jederzeit nit mehr dann sovil noth heraussegebe.

Die schefferey und vyhehoff soll er getreulich versehen, damit das vyhe recht und zu nutze gehalten vnd unser gnediger herr nit überfortheilt werde, und den scheffer ohne sein wissen und beysein nichts verkauffen lassen, was er auch jederzeit uss der schefferey oder vyhoffe nimpt und in die küchen zu prauchen umb ein zimblichen billigen pfenning anschlagen lassen, und aigentlich einschreyben. Dessgleichen was er von herrten und wollen verkauffen würdt.

Item, ein kuchenmeister soll auch bey eim vischer daransein und er selbs schaffen, das es in seinem beysein beschehe, das die weyher mit bauwen, speissen gehandthabt werden. Und wann jehe zu zeitten ein weyher gevischet, das man die

speissung gehn hoff und wider in die weyher zu vorbehallt, die anderen verkaufft und das gelt der kuchenmeister in sein rechnung bringe.

Es soll auch ein kuchenmeister schuldig sein, wann er von mein gnedigen Herren erfordert würdt, iren F. G. Hoff nachzuziehen, bey deren Fürstlichen Gnaden zu sein und Iren F. G. bevelch zu gewartten.

Und was er für bericht, rechnungen und anderes so zu berüerter kuchenmeisterey oder der Stift Strassburg gehörig, hinder ime hatt und khünfftig bekhommen würdt, wann er von solchem ampt abstehn oder mit thodt abgehn wurde, so soll er oder sein erben schuldig sein, dieselbige gegen gepüerlicher Quittung wider zu liefferen und nichzit darvon hinderhallten.

Der kuchenmeister soll auch bey den köchen ein ernstlich uffsehns haben, dass sy nit unnutzlich, es sey bey tag oder nacht, holtz verbrennen, und darann sein, das sie jederzeit gutt dir holtz haben.

Der kuchenmeister soll auch den vischer jederzeit befragen, was er für visch hab, und im fahl er vermerckht, das der vischer mit vischen nit gefasst, bey ime darann sein, das er gutte visch im vorrath hab, damit man die zu fürfallender notturfft haben möge.

Der kuchenmeister soll auch neben dem oberkeller ein vleissig aufsehung zur müele und den schweinen, so man darinn messtet, das sie recht gehalten werden, haben.

Ziekh, Drud un Bluäs

Melkerlied aus dem Münstertal von J. Bresch (1852)

Un säll isch wüähr un isch bekat,
Wer Melkersma wöll siä,
Der moss Ziekh, Drud un d'Bluäs au ha,
Soss kann er nit bestiäh!

Si Ziegh un allwil Duwack drin,
Das isch sin öinzi Froid,
Er daift (dampft) erächt, un's isch em wuihl
Bim Viäh duss uf der Woid.

Die Drud leigt duss am Bornätrog,
Dass sä em nit verlächt,
Er nämmt sä russ un bluäst sie druf
E Wies, diä klängt nit schlächt.

Der Fürstahl un die Stoin säin thür,
Drum het der Melker d'Bluäs,
Er bluäst ans Fünklä in der Asch,
Dass es glich brenne müäss.

Drum isch äss wüähr un isch bekat,
Wer Melkersma wöll siä,
Der moss Ziekh, Drud un d'Bluäs au ha,
Soss kann er nit bestiäh!

Ziekh von ziehen, die Tabakspfeife — Drud, von drudle, das Alphorn — Bluäs von blasen, Blasrohr zum Feueranblasen in der Sennhütte.

Alte Lothringer Hochzeitsbräuche

In Lothringen hatte sich um 1870 noch vielfach die Sitte erhalten, dass am Hochzeitstage der Bräutigam mit seinen Genossen die Braut in ihrem Haus abholte, nachdem diese von ihren Freundinnen festlich geputzt war. Nach dem Frühstück im Elternhause der Braut folgte der Zug feierlich ins Haus des jungen Gemahls. Dort wurde die Neuvermählte von ihrer Schwiegermutter empfangen und mit Darreichung verschiedener Gaben begrüßt, die nach der Gegend verschieden waren. Dabei fehlte nie ein Ei als Zeichen der Fruchtbarkeit und einige Weizenkörner oder Bohnen, oder Brod und Salz. Das Ei wurde aber über den Rücken geworfen und das übrige dem Geflügel zugeteilt.

Ging der Hochzeitszug zur künftigen Wohnung des jungen Paares etwas weiter oder gar in einen andern Ort, wohin die Aussteuer in einem Wagen, hoch oben die von den Brautführern geschenkte Wiege und ein Spinnrad mit Hanf- oder Flachsdocke, mitgeführt wurde, so bereiteten die Burschen auf dem Wege verschiedene Hindernisse oder Barrikaden, deren Wegräumen durch kleine Geschenke oder Versprechen von Weinspenden erkauf werden musste.

Bei dem darauffolgenden Hochzeitsmahle, das bis in die Nacht hinein sich ausdehnte und gewöhnlich mit Tanz endete, suchten die Burschen der Braut das Strumpfband heimlich zu entwenden, das dann im Triumph unter sie verteilt wurde. Und wenn die Burschen nach dem Weggang des Brautpaares recht übermütig wurden, so beschloßen sie das Hochzeitsfest damit, dass sie unter fürchterlichem Gepolter eine Menge altes, zerbrochenes Geschirr an die Türe der Brautkammer warfen und das Paar recht lange in der nächtlichen Ruhe störten. Die Scherben sollten Glück brin-

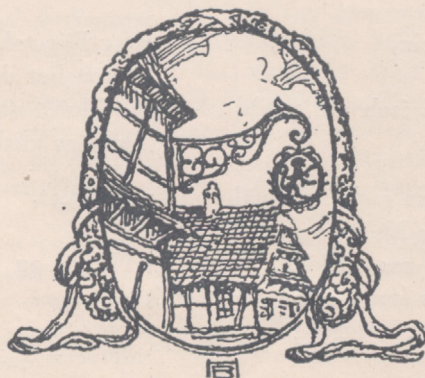
gen und böse Geister verjagen. Die bisher erwähnten Bräuche kamen so ziemlich überall in Lothringen vor.

Als etwas Eigentümliches verdient eine alte Diederhoffer Sitte Beachtung. Sie bestand darin, dass bei gewöhnlichen bürgerlichen Hochzeiten die Gäste in karnevalmässiger Verkleidung mit Musik durch die Strassen zogen, in die Wirtschaften einkehrten, darin zechten und tanzten und erst dann zum Hochzeitsmahl im Hochzeitshause zurückkehrten, wobei die Hälfte der Zechkosten dem Hochzeiter zur Last fiel. Der Wandel der Zeit- und Vermögensverhältnisse hat auch diesen Brauch, bei dem die Wirte Geld verdienten, eingehen lassen.

In einigen Gegenden herrschte eine recht sinnige Sitte, die wahrscheinlich wallonischen Ursprungs war. Am Morgen nach dem Hochzeitstage begab sich das junge Ehepaar schwarz gekleidet in die Kirche zur Anhörung einer Seelenmesse und besuchte dann die Gräber der Eltern, Voreltern und Verwandten, um dort zu beten und vom Himmel Glück und Segen für ihre Ehe zu erflehen. Das war um 1870.

Inzwischen ist das Volksleben nüchterner und farbloser geworden, viel Gemütsinnigkeit ging verloren. Viele alte Gebräuche, Gewohnheiten und Festlichkeiten wurden schon in der Revolutionszeit zu Grabe getragen. Besonders war dies bei jenen der Fall, die bei Hochzeiten stattfanden. Manche überlebten jene stürmischen Zeiten, die so manchen alten Brauch zu ihren Toten zählen, und blühten bis gegen 1860. Von dort ab ist ein schnelles Sterben alten Brauchtums wie in andern Gegenden so auch in Lothringen festzustellen.

J. V.





Das Militärstädtchen auf der Rheininsel

Von P. Archangelus Sieffert

Eine Festung und dazu noch Garnisonsstädtchen auf einer Rheininsel! Wo war das? Wie kam dies und wie ging es dort zu? Diese Fragen seien hier kurz beantwortet.

Der Rhein war früher nirgendwo reguliert und lief ganz wahllos. Somit bildeten sich immer wieder neue Arme, und der Talweg, der doch die Hoheitsgrenze bildete, verschob sich jedes Jahr. Oestlich von Röschoog lag mitten im Rhein eine langgestreckte Insel. Sie hatte eine Länge von etwa zwei Kilometern und eine Höchstbreite von etwa fünfhundert Metern, war schwach bewaldet, hiess Giessenheimer (= Röschooger) Insel und gehörte zur Herrschaft Fleckenstein. Die französische Militärverwaltung besetzte dieselbe und erbaute ein Fort, zu dem Festungsbaumeister Vauban am 6. Januar 1687 den Grundstein legte. Gleichzeitig siedelte sich auch Bürgerschaft auf der Insel an. So entstand das Städtchen Fort-Louis.

Der Hauptzweck des Unternehmens war die Sicherung eines geschützten Rheinübergangs. Deshalb wurde die Mitte der Insel für die Zitadelle ausersehen; über beide Rheinarme sollten Brücken führen und diese selbst dann auf dem badi-schen und elsässischen Festlande durch Brückenköpfe geschützt werden. Vauban, nach dessen Plänen die Festung gebaut wurde, war voll des Lobes über deren Anlage. Er wolle, meinte er, mit drei Bataillonen und genügender Munition das Fort so halten, dass kein Deutscher es betreten könne; für die Richtigkeit dieser Behauptung lasse er sich die Hände abhauen. Trotzdem muss dieser Ausspruch als sehr zuversichtlich und überschwenglich gewertet werden. Zunächst musste man den rechtsrheinischen Brückenkopf schleifen,

weil er im Ausland, nämlich im Gebiet des Markgrafen von Baden gelegen war. Dadurch allein verlor der Platz viel von seinem strategischen Wert. Ausserdem stellte Marschall de Noailles im September 1743 einen schweren Konstruktionsfehler fest. Die Zitadelle war nämlich zu klein und konnte nicht ausser den Verwaltungsgebäuden und Kasernen auch noch die Magazine aufnehmen. Deshalb hatte man letztere in das Städtchen oder gar ins freie Feld verlegen müssen. Bei einer Belagerung konnte somit der Feind den Zugang zu den Magazinen unter Feuer halten und die Besatzung in grosse Verlegenheit bringen. Die Festung Fort-Louis hat nie Gelegenheit gehabt, ihre Bedeutung zu bekunden. Im Spanischen Erbfolgekrieg war sie nach sechsmonatlicher Belagerung im Begriff sich zu ergeben, als unerwartet Hilfe kam. Im Pandureneinfall wurde sie umgangen, und in den Revolutionskriegen ergab sie sich nach kurzem Widerstande, was ihr in der Militärsprache den Namen Fort-le-Traître eintrug. In den Napoleonkriegen war sie absolut bedeutungslos und wurde 1823 aus der Liste der Festungen gestrichen.

So weist die Kriegsgeschichte des Platzes keine besonderen Glanzpunkte auf. Es liegt vielmehr über der Festung wie über dem Städtchen eine tiefe Tragik. Die Grundregeln der Hygiene waren nämlich beim Festungsbau unberücksichtigt geblieben. Auf einer Rheininsel hätte man keine Festung anlegen, noch viel weniger ein Städtchen ansiedeln sollen. Diese Erkenntnis brach sich im Lauf des 18. Jahrhunderts Bahn und kam in mannigfachen Kundgebungen der Militärbehörde zum Ausdruck. Ueber dem Rhein steigen viele Nebelschwaden auf, zur Zeit der Schneeschmelze wird das Trink-



Fort-Louis, Plan von 1749

wasser herb, auch erfolgt die abendliche Abkühlung zu rasch. Demnach wäre an sich schon diese Rheininsel zu einer Gründung mit grossen Ausmassen wenig geeignet gewesen. Durch den Festungsbau jedoch wurden die klimatischen Verhältnisse bedeutend verschlechtert. Um die Insel zur Zeit des Hochwassers vor Ueberschwemmung zu schützen, musste zunächst ein starker Damm rings um die Insel gezogen werden in einer Gesamtlänge von etwa fünf Kilometern. Den hierzu nötigen Grund und Boden hob man nebenan aus. So bildete sich von selbst ein Wallgraben, der durchweg zehn, stellenweise zwanzig Meter breit war und stehendes Wasser führte. Im Verteidigungssystem von Vauban kommt den Erdwerken eine wesentliche Rolle zu. Demnach musste noch viel Boden im Innern der Insel ausgehoben werden, bis das Hauptfort und mehrere Schanzen fertiggestellt waren. Ueberall wo dies geschah, bildeten sich Pfützen. Im Bereich der Ortschaft allein betrug die Fläche dieser Wassertümpel insgesamt fünf Hektar; hierbei ist der Wallgraben nicht einmal in Betracht gezogen. Sie reichten bis an die Wohnhäuser heran, führten nur stehendes Wasser, blieben mindestens achtzig Jahre offen und verpesteten die Luft. Aehnlich sah es in der Nähe

des Hauptforts und der Brückenköpfe aus. Die Gräben waren dort ausserordentlich breit und verschlungen, ein Uebelstand, der sich auf einer Rheininsel gar bald rächen sollte.

Wenn nur die Strassenverhältnisse gut gewesen wären! Jedermann, der gelegentlich eines Ausflugs in der Zeitung und selbst in Zeitschriften über Fort-Louis berichtet, hebt die breiten Strassenzüge hervor, die uns einen Begriff geben «von dem grossen Jahrhundert». Diese Strassen waren zwar sehr breit und übersichtlich angelegt und trugen vornehme Namen, wie rue Bourbon, rue Orléans, rue St.-Louis, rue Comte-du-Bourg, rue Maréchal d'Huxelles, rue Conti. Doch sie waren nicht gepflastert, hatten keine Rinnen, keinen Fall; alle Abwässer der Häuser und Stallungen gingen auf die Strasse; dort blieben sie stehen, bis der Wind oder die Sonne sie auftröcknete oder bis sie einsickerten. Vor jedem Haus sass der Düngr; denn in den Gehöften war hierfür kein freies Plätzchen vorhanden; wir befinden uns ja auf einer Rheininsel, die grösstenteils militärischen Zwecken dient. Die Häuser hatten keine Keller; man wäre gar bald auf das Grundwasser des Rheins gestossen und hätte somit Vorräte gar nicht aufbewahren können. Ohnehin stieg das Grundwasser



Fort-Louis, Beschiessung von 1794

des Rheins manchmal an den Wänden der Häuser in die Höhe und machte die Zimmer ungesund und unbewohnbar.

Alle diese Angaben sind amtlichen Berichten der hiesigen Militärbehörde entnommen. Nachweisbar wurde im Jahr 1756 amtlich anerkannt, dass vom Standpunkt der Hygiene die Gründung auf der Rheininsel eine unglückliche und verfehlte war. Die Zahl der Sterbefälle rechtfertigt dieses Urteil voll und ganz. Durchschnittlich starben in Friedensjahren bei einer Besatzung von etwa tausend Mann vierzig bis achtzig Soldaten. Ihrerseits waren unter der Bürgerschaft kleine Kinder sowie junge Leute die Opfer der hier herrschenden Krankheiten; die Hälfte aller Sterbefälle, zeitweise gar zwei Drittel, betraf stets Kinder und Jugendliche unter zwanzig Jahren.

Um das Jahr 1750 wurde mit allem Nachdruck gegen diesen Uebelstand angekämpft. Der Intendant des Elsass legte einen umfassenden Sanierungsplan vor. Da die Bürgerschaft jedoch jeden Beitrag verweigerte, so wurde derselbe nur in untergeordneten Punkten und nicht rechtzeitig durchgeführt. Inzwischen wurden die Klagen aus den Reihen der Mannschaften so zahlreich und so dringend, dass mit einer nahezu völligen Räumung

des Platzes gerechnet werden musste. Die Belegstärke wurde immer mehr beschränkt. Schliesslich glaubte Kriegsminister de Ségur in den Sommermonaten nur noch dreihundert Mann belassen zu dürfen und selbst diese jeden Monat ablösen zu sollen. Demnach war bereits 1780 das Schicksal der Festung Fort-Louis entschieden. Gerade ihrer ungesunden Lage wegen inmitten des Rheins kam sie für militärische Zwecke nicht mehr ernstlich in Betracht. Auch ohne die Beschiessung und Sprengung der Zitadelle in den Revolutionskriegen wäre der Platz im Laufe der Zeit vom Militär ganz geräumt und aufgegeben worden. Damit war dann aber auch das Schicksal des Städtchens besiegelt.

Das Städtchen auf der Rheininsel! Es war offenbar übervölkert. Etwa zweitausend Zivilpersonen drängten sich dort zusammen in armseligen, engen, ungesunden Wohnungen. Da wurde jedes Plätzchen ausgenützt. Es waren vorwiegend Innerfranzosen und Badenser. Ihre einzige Erwerbsquelle war die Garnison. Als Bäcker, Friseure, Metzger und Wirte suchten sie sich ihren kärglichen Unterhalt zu sichern. Völlige Gewerbefreiheit war als königliches Privileg zugestanden. Doch diese mannigfachen Kaufläden und Bierlokale mussten sich gegenseitig behindern. Somit lebten



Fort-Louis, Seitenansicht der Kirche

die meisten Familien in grosser Armut. Und wie wollten sie erst ihren Lebensunterhalt verdienen in den Jahren 1760 bis 1790, als die Garnison ernst machte mit dem Abrücken und die Kasernen sich immer mehr leerten? Von Ackerbau und Viehzucht konnte ja kaum ernstlich die Rede sein auf einer Rheininsel, zumal das Gelände ringsum Militärboden war und brachliegen musste. Auch der Stadtverwaltung kam es oft genug zum Bewusstsein, dass die Verhältnisse auf einer Rheininsel einzigartig und traurig waren.

Wie sah diese Stadtverwaltung aus? An der Spitze stand ein sog. königlicher Prätor, d. h. ein Jurist, der durch Kauf, Erbschaft oder Heirat in den dauernden Besitz des Amtes gekommen war. Die Bürgerschaft hatte auf seine Berufung keinen Einfluss, konnte auch seinen Rücktritt nicht durchsetzen. Er konnte jeden Beschluss des Stadtrats ungültig erklären, hatte sämtliche Polizeibefugnisse und war Richter erster Instanz. Ihm zur Seite standen der Bürgermeister und vier Ratsherren, die alle drei Jahre wechselten. Diesen oblag die Verwaltung der städtischen Einnahmen und Ausgaben. Als regelmässige Ausgaben kommen in Betracht: die Gehälter des Prätors, der Ratsherren, des Stadtsekretärs, des Kassierers, des Stadtpfarrers, der Lehrer und Unterlehrer in der französischen und in der deutschen Schule, sowie der mannigfachen Gemeindediener; auch waren die

Strassen, die öffentlichen Brunnen und die Gemeindebauten in Stand zu halten und die jährlichen Zinsen für grosse Geldanleihen zu zahlen. Der städtische Oktroi bildete die Haupteinnahmequelle des Städtchens. Fast alle Artikel des täglichen Bedarfs waren erfasst, der Tarif wurde mehrfach erhöht und vom König genehmigt. Gerade die Garnison war am meisten vom Oktroi betroffen. Die städtischen Einnahmen beliefen sich bis 1750 auf jährlich etwa zwölftausend Livres. Hiermit konnte man das städtische Rechnungswesen im Gleichgewicht halten, da die Gehälter mässig waren. Ein jäher Rückschlag tritt jedoch mit dem Jahre 1760 ein. Denn infolge der Herabsetzung der Garnison sank alsbald der Ertrag des Oktroi auf sechs- und zuletzt auf fünftausend Livres. Die fälligen Gehälter wurden demgemäss sehr unregelmässig ausbezahlt und der finanzielle Ruin des Städtchens war dadurch besiegelt, dass die Nationalversammlung im Jahre 1790 den Oktroi in Frankreich abschaffte. Diese Tatsache hängt aufs engste mit der vorhin besprochenen militärischen Entwicklung zusammen. Um 1780 wird die Garnison grösstenteils zurückgezogen mit der Begründung, dass die Lage eine ungesunde sei. Damit hatte auch das Garnisonsstädtchen seine Berechtigung verloren. Auch ohne die zwangsmässige Räumung des Jahres 1794 hätte es sich auflösen müssen, weil die einzelnen Familien ihren Lebensunterhalt nicht mehr fanden, und weil die Stadtverwaltung offenbar jeden finanziellen Kredit verloren hatte. Die Einnahme der Festung durch die Oesterreicher im November 1793 und die Räumung des Städtchens im Januar des folgenden Jahres verschleierte glücklicherweise die wahre Lage und lässt den Untergang von Festung und Stadt Fort-Louis als eine zufällige Folge der wechselnden Kriegsgeschicke erscheinen.

Aus den Jahren der Revolutions- und Napoleonskriege löst sich ein drittes Bild ab, ebenso tragisch wie die vorigen, stellenweise gar noch erschreckender, das Bauerndorf auf der Rheininsel. Mehr als je war es jetzt eine Insel; denn 1794 wurde die Brücke auf der Röschooger Seite zerstört; somit musste während zwanzig Jahren ein Nachen die Fussgänger übersetzen. Für Gespanne jeglicher Art gab es keine Möglichkeit ans andere Ufer zu kommen. Ein grösseres Elend kann man sich nicht vorstellen als diese Abgeschlossenheit von jedem Verkehr.

Nach etwa zweijährigem zwangsweisem Aufenthalt im Ausland kehrten im Jahre 1896 etwa sechshundert Personen nach und nach auf die Insel zurück. Sie richteten einige zerfallene Häuschen notdürftig wieder her. Tische, Stühle, stellenweise auch Betten waren Luxus, jeder war froh um ein Strohlager. Doch wovon leben? Ueber die Kriegsentschädigung, die ihnen etwa zustand, war noch keine Entscheidung getroffen; später wurde

sie zwar auf zwei Millionen Franken festgesetzt, aber nie ausbezahlt. Auf die Rückkehr der Garnison war nicht mehr zu hoffen. Man musste sich also auf die Landwirtschaft umstellen. Doch dies ist leichter gesagt, als getan. Auf der ganzen Insel stand kein Ackerfeld zur Verfügung, alles gehörte dem Militärfiskus. Mangels einer Brücke konnte man die sog. «Kühweid» nicht ausnützen noch auch auf dem «Werthel» oder im Röschwooger Bann sich um Gelände umsehen. So pachtete man den «Barragewald» und das «Schafköpfel» von der badischen Gemeinde Söllingen. In ersterem gab es etwas Gras und Holz, auf dem «Schafköpfel» lag brauchbarer Ackerboden, wenn er nur mehr entwässert und etwas zugänglicher gewesen wäre. Doch es fehlte noch mehr an Stallungen, Scheunen, Zugtieren, an landwirtschaftlichen Geräten jeder Art sowie an der nötigen Erfahrung. Kurz, es ist verständlich, dass in der Geschichte von Fort-Louis dieser Abschnitt als «die Zeit der grössten Not» bezeichnet wird. Mehrfacher Hagelschlag, monatelange Ueberschwemmung des Ackerbodens, harte Polizeistrafen verleiteten den Bürgern den Aufenthalt in Fort-Louis in dem Grade, dass sich um 1830 etwa hundert Personen zur Auswanderung nach Amerika und Algerien entschlossen. Die Zeit von 1800 bis 1850 trägt im Volksmund den bezeichnenden Namen «Geissenrahmsupp». In der Umgegend war es nämlich aufgefallen, dass manche Familien von Fort-Louis bei besondern Anlässen wenigstens eine Suppe aus Geissenrahm aufbrachten.

Doch wie jede Geschichte, so nimmt auch die Geschichte von Fort-Louis einen versöhnenden Abschluss. Drei Umstände wirkten zusammen, um die geschilderten traurigen Verhältnisse von Grund aus zu verbessern. Zunächst war es Christoph Batiston, der in verständnisvoller, zielbewusster Tätigkeit die Voraussetzung zur wirtschaftlichen Ausnützung des Bodens schuf. Durch Anlage von Abzugsgräben, Bau von Brücken und Instandsetzung der Feldwege machte er das Gelände wasserfrei, urbar und selbst für Kuhgespanne jederzeit zugänglich. Das darf ihm nie vergessen werden. Um 1850 wurde anlässlich der Regulierungsarbei-



Fort-Louis, heutige Pfarrkirche

ten, die Frankreich und Baden gemeinsam durchführten, der Rhein um einen Kilometer vom Dorfe abgelenkt; Fort-Louis ist somit künftighin keine Rheininsel mehr. Es ist dies nach dem Gesagten eine Wohltat ersten Ranges, zumal auch die mannigfachen Seitenarme und Altwasser immer mehr verlandeten. Endlich konnte nach 1870 die Gemeinde das gesamte Militärgelände käuflich erwerben und als Allmende unter die Bürgerschaft verteilen. Somit sind die Lebensinteressen der Einwohner gewahrt; der Aufstieg zu geregelten Lebensbedingungen war stetig und glücklich. Fort-Louis ist jetzt ein schmuckes und gesundes Rheindörfchen.

Die rote Sou und der harte Groschen

Mit dem letzten Februar lief endgültig die Frist ab, die zur Ablieferung der kupfernen Sou- und Groschenstücke festgesetzt war. Unter dem letzten Napoleon geprägt, haben sie vier Generationen 80 Jahre lang als Zahlungsmittel gedient. Die Groschen, 2 Sous oder 10 Centimes, entlehnten ihren Namen von grossus, einer dicken Münze, im Gegensatz zu den bis dahin gebräuchlichen dünnen Silberstücken, die in Frankreich im 14. Jahrhundert zum ersten Mal geschlagen wurden. Die Sou wurde als Scheidemünze des hundertteiligen Livre in der Revolutionszeit eingeführt, der den Gulden mit seiner Pfennigteilung ablöste. «Schwari Blotzer» wurden die Groschen auch geheissen, denn ein Dutzend wog fast ein Viertel Pfund, und der Abnehmer fragte nicht selten: «Gal, dü bisch am Sundi am Münschter gstande un hesch gebatelt?» — Mit ihnen verschwindet ein populäres Zahlungsmittel, die rote Sou und der harte Groschen, die zum Volk gehörten wie der Heller, Kreuzer und Schilling vor der Revolutionszeit, da sie auch mit zu den Kleinsten des Münzsystems gehörten. Auch die Buben benutzten sie gern beim Spiel, «Kopf oder Krone» hiess es, wenn sie über etwas disputierten. Je nachdem sie auf die Vorder- oder Rückseite auf die Erde fiel, bedeutete es Recht oder Unrecht, ja oder nein. Vielfach sägten sie nach 1870 als Andenken den «Napele» heraus oder setzten ihm als äusserlichen Protest gegen den letzten Napoleon einen deutschen Helm auf den Lorbeerkranz. Einen guten Namen haben sie im Bäckerladen, wo ausser «Schilliläiwel» (Wert der Münze 4 Sous nach 1789) das Soubreedel, der Sou- und Groschenstollen auf dem Lande bekannt sind. «Ar isch ken rodi Sü wart,» sagt man von einem nichtsnutzigen Menschen. Anders bei der Jugend, sie galten für sie mehr, wenn bei einer Kindtaufe der Pfetter sie, unter die Zuckerbohnen gemischt, unter die wartenden Buben und Mädchen geworfen hatte; denn der kleine Krämer, auch «Halb-Soukrämer» genannt, wusste ihnen zwischen Salzkasten und Petroleumfass aus einem Glaskasten mit einer halben Handvoll gefärbter Bonbons aufzuwarten. Manch Mütterlein kaufte

in teuren Zeiten vor 1870 Kaffee und Zucker souweise ein, als grosses Geld ziemlich rar war und es geheissen haben mag: «Wer den Groschen nicht ehrt, ist den Thaler nicht wert.» Sou für Sou wandern in den Sparhafen, bis sie schliesslich umgewechselt in einen silbernen Franken zu einem Notgroschen beitragen konnten. Als nach 1870 der Pfennig ins Ländel zog, wurden Sou und Groschen, aber erst 1888, aus dem Verkehr gezogen, worüber auf einem Flugblatt folgende Verse zu lesen waren:

Erinnerung an einen Ausgewiesenen

1.

Gern von Jung und Alt gelitten,
Lebten in behäb'ger Ruh
Wohlbekannt mit Brauch und Sitten
Monsieur et Madame Sou.

2.

Plötzlich sieht man hier ins Ländel
Die Familie Nickel ziehn,
Welches Anlass gab zu Händel,
Die selbst drangen bis Berlin.

3.

Kurz, man hat sich dort entschieden,
Schnell war die Geschichte aus,
Damit Ruhe bleibt und Frieden
Muss der Sou zum Land hinaus.

4.

Hier sieht man den Sou nun wandern,
Wie ihm der Befehl gebeut,
Freudlich gaben ihm die andern
Bis zur Grenze das Geleit.

5.

Monsieur Sou sprach, als er drüben:
«Dieser Nickel hat doch Chance.
«Alte, lass dich nicht betrüben,
Adieu et retour en France!»

C. D.



Eine Burgenwanderung in den Nordvogesen

Von Alfred Gässler

II.

Die Hähne von Obersteinbach krächten aus vollem Halse als ich neugestärkt mein Lager verliess, um mich für den zweiten Wandertag zu rüsten. Auf den Matten im Tal lag ein leichter Frühnebel, und die ersten Holzfuhreute trieben mit lautem «Hüj-oh» ihre Gespanne Niedersteinbach zu. Im Gastzimmer war der Tisch bereits zum Frühstück gedeckt, das uns trefflich mundete. Der Wirt versicherte uns, dass wir einen schönen Tag haben würden. Wir hofften, dass er recht behalten werde, und verliessen die gute Gaststätte, von den besten Wünschen begleitet.

Auf der schönen Strasse gingen wir durch den langgestreckten Ort und bogen beim letzten Haus rechts ab, um einem Fahrweg zu folgen, der sich durch ein Wiesental schlängelt. Wir konnten bereits die Ruine Lützelhardt, unser nächstes Ziel, vor uns auf dem Bergrücken erkennen und beschleunigten die Schritte. Die ersten Sonnenstrahlen legten sich auf das rote Gemäuer der Burg und verliehen ihr ein wundersames Gepräge. Der Weg führte über den murmelnden Steinbach hinüber zum einsam gelegenen Forsthaus Lützelhardt, bei welchem uns ein Wegweiser auf die richtige Fährte brachte. Es erfordert fast gar keine Mühe hinaufzusteigen, denn der Berg hat nur eine Höhe von 330 Metern. Der hinaufführende Pfad ist zudem sehr bequem angelegt, und windet sich durch einen reichlich Schatten spendenden Laubwald. Nach einhalbstündiger Wanderung traten wir durch das Burgtor in den Hof der Ruine und stiegen hinauf zum 40 Meter hohen Burgfelsen. Wie fast überall in den Nordvogesen sind in diesen Burgen die Treppen von mittelalterlichen Baumeistern aus dem Fels herausgemeisselt worden. Wo solche fehlen, hat der Vogesenklub mit Leitern und Treppen nachgeholfen. Wir standen auf dem Felsplateau, von der warmen Morgensonne beschienen, und erfreuten uns an dem prächtigen Anblick. Berg an Berg, Tal neben Tal und unermessliche Wälder, so weit das Auge reicht. Die Dächer von Obersteinbach schauen zaghaft über eine Waldlücke herauf, und im Osten bei Stürzelbronn ist als einzige menschliche Wohnstätte im Umkreis der Hützelhof sichtbar. Der ehemalige Bergfried hatte wie alle Burgen seinen Eingang im ersten Stockwerk des Ritterhauses, welches an den Turm angebaut war. Das Ritterhaus ist nun längst verschwunden, und nur dieser Turm hat den Unbilden der Witterung zu trotzen vermocht. Eine Leiter führt hinauf zu der etwa 10 Meter vom Felsboden entfernt liegenden Tür. Es wird aber nicht jeder-

manns Sache sein, dort hinaufzusteigen, denn die Leiter schwankt beträchtlich. Wir stiegen hinauf und sollten es nicht bereuen, denn die Aussicht ist über alle Massen schön. Sehr befriedigt verliessen wir die hohe Warte, um dem Judenhütl, das in unmittelbarer Nähe liegt, einen kurzen Besuch abzustatten. Es ist dies ein sonderbarer Fels in Pilzform, von dem man nicht mit Bestimmtheit sagen kann, ob er schon einmal im Leben der Völker eine Rolle gespielt hat.

Es herrscht eine auffallende, beinahe beängstigende Stille dort oben bei der Ruine Lützelhardt, und man spürt in allem die Nähe der Landesgrenze. Während fast sämtliche Pfade, die nach dem Elsass führen, vom Vogesenklub mit zahlreichen Wegweisern und Farbzeichen versehen sind, findet man in nördlicher Richtung der Pfalz zu gar nichts. Die Pfade sind vernachlässigt, kein Wegweiser zeigt dem Wanderer die Richtung an, und alles erinnert an die Zone «Niemandland», die während des Krieges zwischen den feindlichen Schützengräben lag. Der Pfälzerwaldverein und der Vogesenklub müssten in dieser Zone den Bann brechen und ihre Wegmarkierungen durchführen von einem Land zum andern. Vielleicht ist der Tag nicht mehr allzufern, wo dieser Wunsch in Erfüllung geht.

Ein schöner Pfad führt uns in wenigen Minuten hinunter auf die Strasse, die nach Stürzelbronn zieht. Wir folgten ihr kurze Zeit und bogen dann rechts ab. Der unendliche Forst nahm uns auf. Nach dreiviertelstündiger Wanderung wurde es heller vor uns. Wir standen vor einer Lichtung und sahen in kurzer Entfernung einige Häuser. Alsbald lenkten wir unsere Schritte in eine eigentümliche, aber nicht reizlose Gegend. Man muss schon einmal das Opfer bringen und sich den sengenden Sonnenstrahlen aussetzen, wenn man einen Blick auf diese Landschaft zu werfen wünscht.

Das Dörfchen Neudörfel, welches wir bald darauf passierten, setzt sich zusammen aus zehn zerstreut liegenden Häusern, in denen 49 Menschen Unterkunft finden. Der sandige Weg folgt dem bewaldeten Hange eines Hügels und wird auf beiden Seiten von den Häusern eingerahmt. Wiesen und Kartoffeläcker ziehen in leichter Wellung talwärts und bilden die Fortsetzung dieses Bildes. Der Abschluss wird hergestellt durch dicht bewaldete Berge in verschiedenen Höhen, deren Gipfel fast ausnahmslos mit gewaltigen Felsen in den wunderbarsten Formen gekrönt sind. Am mächtigsten und eindrucksvollsten erheben sich im Vordergrund die Hundskopffelsen und der Geierfelsen; letzterer ist als Trainingsort



Ruine Lützelhardt

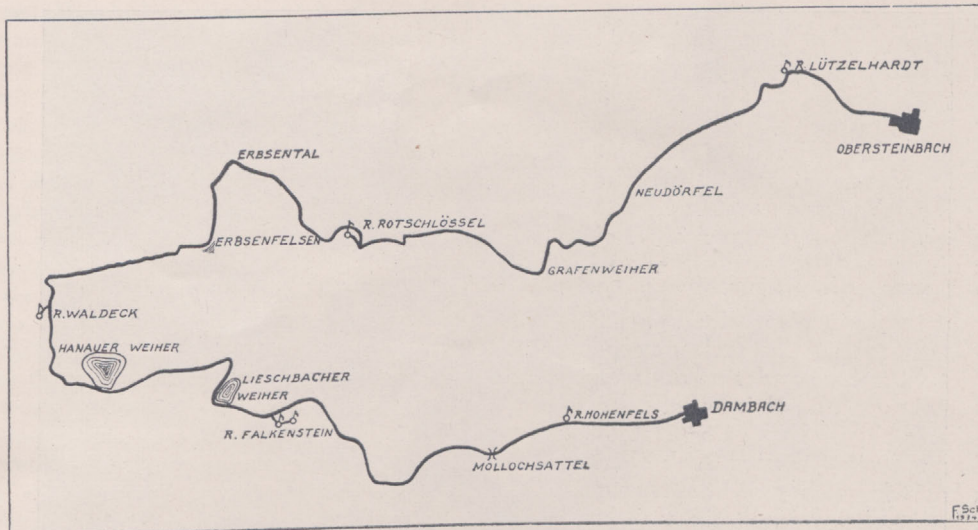
für angehende Alpinisten ziemlich bekannt. Unser Weg mündete nach kurzer Zeit in das Schwarzbachtal ein, welches wir auf dem alten Damm des Grafenweiher kreuzten. Von diesem Weiher ist nichts mehr übrig geblieben als der sumpfige Mattengrund. Der helle und flinke Schwarzbach bahnt sich ungehindert, mangels der fehlenden Schleusen, seinen Weg durch den breiten Damm in Richtung nach Neunhofen. Einige alte Linden begrenzen den Damm und erlaubten dem Wanderer, im kühlen Schatten den Blick über die Schönheiten der Landschaft schweifen zu lassen. Der Weg führte einige Meter im Walde und am Talrande entlang. Durch die Bäume hindurch sahen wir die mächtigen Felsen auf dem Grossen Hundskopf in Sonnenglut getaucht, und froh, im Schatten wandern zu können, lenkten wir unsere Schritte in das Rotenbachtal ein, wo ein kühler Wald uns aufnahm. So lässt sich gut wandern in den Nordvogesen. Kaum hat man den Fuss an einen Berg angesetzt, ist man auch schon fast mühelos oben, denn die Höhen erheben sich durchschnittlich nur 300 bis 400 Meter.

Es dauerte auch gar nicht lange, bis wir am Burgfelsen des Rotenschlüssel oder der Rotenburg standen. Auf einer festen Leiter stiegen wir hinauf zum Felsplateau. Ein eigenartiges Bild bot sich uns dort oben. Soweit das Auge reicht Wald, Felsen und wieder Felsen, darunter die mächtigen Hundskopffelsen. Vier Strassen ziehen wie weisse Bänder auf das Rotschlüssel zu: die Hanauer Strasse von Waldeck, die Strasse

nach Philippsburg, die Stürzelbronner Strasse und die Strasse nach dem Erbsental. Wir liessen uns unter dem Schatten spendenden Baum auf dem Felsplateau nieder, um etwas auszuruhen und uns durch einen kleinen Imbiss zu stärken. Waren es früher Raubritter, die den Eintritt in ihre Burg versperrten, so war es diesmal ein anderer gefährlicher Gegner, der uns belästigte. Wespen summten um unsere Köpfe, erst zaghaft, dann immer frecher werdend, sodass wir es schliesslich vorzogen, die Burg ohne Kampf zu räumen.

Am Fusse des Burgfelsens mussten wir zu unserem Leidwesen eine Zeit lang unter den bis auf den Weg herabhängenden Baumästen hindurchschlüpfen, sodass wir erleichtert aufatmeten, als wir auf der Strasse wieder festen Fuss fassen konnten. Nun ging's zum einsam gelegenen Rotenbrünlein, wo wir uns Kühlung verschafften, dann folgten wir der sonnigen Strasse ins Erbsental. Die Sonne brannte ordentlich auf uns herab und machte das Wandern auf der staubigen Strasse begreiflicher Weise etwas beschwerlich. Nach einer halben Stunde war das Schloss Erbsental, das den Dietrich gehört, erreicht. Die Besichtigung der Anlagen wurde uns gerne gestattet. Ein Weiher, auf dessen vom Winde leicht gekräuselter Oberfläche zahllose Seerosen sich wiegen, lehnt sich an die Rückwand des Gutes an. Die Einfassung mit Schilf und Wasserlilien und der prächtige Wald, der sich auf beiden Seiten des Weihers ausdehnt, bilden einen entzückenden harmonischen Abschluss des Ganzen. Gut gepflegte Wege führen durch die grossen Parkanlagen mit ihren prächtigen Tannen. Eine Kapelle, in rotem Vogesensandstein erbaut, ladet zum stillen Gebet ein. Erbsental ist ein Flecken Erde, wo man die Sorgen des Alltags vergessen kann.

Gegenüber zeigt, an der Strasse nach Bitsch, ein Wegweiser nach Waldeck, unserem nächsten Ziel. Der Pfad führt durch einen jungen Laubwald aufwärts. Wir bekamen ordentlich warm, denn die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, und ihre Strahlen drangen auch schon durch das schützende Blätterdach hindurch. Wir hatten die Höhe des Erbsenberges jedoch erreicht. Der Weg führte zuerst an den mächtigen Erbsenfelsen entlang, bog dann links ab, sich durch eine Felsspalte windend, und zog auf der andern Bergseite nach Waldeck weiter. Wind und Regen haben aus diesem Felsen nach und nach ein Felsentor geschaffen, wie es schöner und mächtiger wohl nirgends mehr zu sehen ist. Das ständige Durchsickern des Regenwassers und die Sonnenstrahlen, die das Gestein erwärmen, hatten zur Folge, dass sich nach und nach Felsstücke loslösten und in die Tiefe rollten. Sonderbarer Weise bildete sich auf diese Art an den Erbsenfelsen ein gewölbtes, breites Tor, welches weithin sichtbar ist. Die Gefahr ist indessen gross, denn der Felsbogen ist



Karte der Marschroute

nur noch sehr dünn und seine Tage sind vielleicht gezählt, wer weiss! Es soll niemand den Versuch machen, dort hinaufzuklettern, denn die Wände sind glatt und das Gestein ist brüchig. Wir suchten und fanden schliesslich eine Stelle, wo es möglich war, auf das Felsplateau zu gelangen. Es ging nicht ganz ohne Schwierigkeiten, aber der Versuch gelang. Der Blick vom Felsen reicht weit über Berge und Täler und bleibt zuletzt an dem, auf hohem Felsen stehenden schlanken Turm der Ruine Waldeck haften. Am Fusse der Ruine träumen die wenigen Häuser des Weilers gleichen Namen. Wogende Getreidefelder dehnen sich im Tal weit aus. Gegenüber spiegelt sich der Hanauer Weiher, und in der Ferne wird der Turm auf dem Grossen Wintersberg bei Niederbronn sichtbar.

Wir hatten noch einen weiten Weg vor uns, denn wir wollten, wenn irgend möglich, alle Nordvogesenburgen besuchen und mussten aufbrechen. Die Sonne warf ihre sengenden Strahlen auf den fast kahlen Hang, an dem sich unser Weg entlangzog. Der hohe Sand hemmte zudem unsere Schritte. Doch auch diese Unannehmlichkeit ging vorüber, und ehe wir uns versahen, war Waldeck erreicht. Es gehört sonst nicht zu unseren Gewohnheiten, vor Beendigung eines Ausfluges in einem Gasthaus einzukehren, aber an diesem Tag machten wir eine Ausnahme. Der Durst und der Hunger waren zu mächtig. Wir sassen einige Zeit im kühlen Schatten des Gasthauses und liessen uns alles gut munden, doch dann brachen wir auf und bestiegen den Schlossberg. Eine Treppe führt hinauf zum Felsen, auf dem sich der Turm erhebt. Die Aussicht ist, wenn auch beschränkt, prächtig und entspricht ungefähr der Aussicht auf dem Erbsenfelsen. Die inmitten des Waldes liegen-

den Hanauer und Waldecker Weiher geben ihr jedoch einen eigentümlichen Reiz. Wie in den allermeisten Nordvogesenburgen sind auch hier in die Felsen Kammern und Treppen eingemeisselt. Der schöne Turm ist so ziemlich das einzige, was von der Burg übrig geblieben ist.

Wir marschierten wieder abwärts nach dem Weiler Waldeck, kreuzten bei einem Waschhause das Bächlein und strebten dem nahen Walde zu. Der schmale Pfad führte durch die wogenden Aehrenfelder. Das Getreide stand so hoch, dass wir kaum darüber hinweg sehen konnten. Wir mussten es schwer büssen, dass wir kurz zuvor in Waldeck Bier getrunken hatten, denn der Schweiss trieb aus allen Poren. Es gibt nichts Unangenehmeres, als so in der glühenden Sonnenhitze zu wandern. Die Füsse werden schwerer, und man hat ständig das Verlangen, sich irgendwo niederzulassen, um zu schlafen. Auch das Trinken von Wasser während der Wanderung, besonders beim Besteigen eines Berges, ist zu verwerfen, da es schlapp macht. Bald nahm uns der Wald in seinem kühlen Schatten auf. Beim Durchschreiten konnten wir die silbern glänzende Fläche des Hanauer Weihers durch die Bäume schimmern sehen. Wir verliessen den Pfad, quer durch den Wald eilend, und standen bald am Ufer des Weihers. Gegenüber grüssten die Erbsenfelsen mit dem Felsentor, das, von dieser Seite gesehen, einen prächtigen Anblick bietet. Schneeweisse Wasserrosen bedeckten die ruhige Oberfläche des Weihers, und Wasservögel tauchten bei unserem Erscheinen schnell unter. Wir folgten dem schmalen Pfad am Ufer des Weihers und gelangten nach kurzer Zeit zu einem schmucken Gasthause. Der Besitzer liess es nach Schweizerart herstellen. Etwas oberhalb, in buntem Rahmen der Bäume, er-



Hanauer Weiher

hebt sich ein Hotel, das vor einigen Jahren abbrannte und seither wieder aufgebaut wurde. Dem Wanderer stehen Ruderboote zur Verfügung, und eine Badeanstalt sorgt für die Schwimmer. Ein reizender Sommeraufenthalt, der nur empfohlen werden kann. Der schlanke Turm der Ruine Waldeck spiegelt sich trotz seiner kilometerweiten Entfernung in den kristallklaren Fluten des Weiher. Man kann sich kaum losreissen von diesem lieblichen Waldidyll. Es ist deshalb nicht zu verwundern, dass der Weiher jährlich das Ziel von zahlreichen Touristen ist. Unsere Zeit reichte nicht aus, eine Kahnpartie auf dem Weiher zu unternehmen, denn wir wollten an diesem Tag noch bis nach Dambach gehen, um dort zu übernachten.

Der Bergsattel «Kachler Hals» war bald erreicht. Dann ging es wieder abwärts durch einen schönen Wald, und plötzlich standen wir vor dem Lieschbacher Weiher. Der Weg zieht sich am Ufer des Weiher entlang. Der Weiher hat zwar nicht dieselbe Grösse wie der Hanauer Weiher, aber seine Lage in prächtiger Umgebung ist entzückend. Besonders schön ist der Weiher, wenn man vom Staudamm aus darüber hinwegsieht. Er findet einen sehr gefälligen Abschluss in den felsgekrönten Bergen und dichten Wäldern, die in ewiger Pracht den Weiher umgeben.

«Ruine Falkenstein» war an einem Wegweiser zu lesen. Wir sahen auf unserer Karte nach und stellten fest, dass es höchstens noch eine Vierstelstunde bis zur Burg sein konnte. Unterwegs kamen wir an einer mächtigen, schätzungsweise 250 Jahre alten Buche vorbei. Noch eine kleine Steigung, und wir traten durch das gut er-

haltene Burgtor ein. Die etwa 20 Meter hohen Burgfelsen gehören zu den interessantesten der Vogesen. Der Wind und der Regen haben die weichen Sandsteinmassen abgeschliffen und die schönsten und sonderbarsten Gebilde hervorgezaubert. Ein Bildhauer könnte dieselben nicht schöner bilden. Die vielen nebeneinander geordneten Säulchen und Säulen, muschelförmigen Löcher, Eiszapfen und Eisblumen machen auf den Besucher einen ganz gewaltigen Eindruck. Aber auch der Mensch hat den Fels ausgehöhlt. Gleich hinter dem zweiten Burgtor erkennt man den in den Felsen eingehauenen Trog, neben welchem einst der Schlosshund der Herren von Falkenstein an der Kette lag. Einige Schritte weiter liegt die ehemalige Stallung, die aus dem Felsen herausgemeisselt wurde. Eine in den Fels gehauene Treppe führt hinauf zum Felsplateau. Es ist dort oben nicht mehr viel zu sehen von der alten Burg, nur einige Mauern und eingemeisselte Kammern sind übrig geblieben. Das Felsplateau und die hinaufführenden Treppen sind mit einem eisernen Geländer versehen, der Vogesenklub hat alles getan, um die Besteigung gefahrlos zu gestalten. Der östliche Felsvorsprung, auf dem wahrscheinlich früher der Wachturm sich erhob, ragt weit über das Wäldermeer hinaus. Man hat den Eindruck, am Bug eines grossen Ozeandampfers zu stehen. Der Blick von dort ist aussergewöhnlich schön. Wald, Wald und wieder Wald, so weit das Auge reicht, und nur ganz vereinzelt ragt aus dem Wäldermeer eine menschliche Wohnstätte auf. Die Bergkuppen sind fast durchweg mit rötlichen, seltsam geformten Felsmassen gekrönt. Dazwi-

schen grüssen Burgruinen zu uns herüber. Wir erkennen Lützelhardt, Lichtenberg und Waldeck. Sie wussten, wo es schön war, die alten Ritter. Die schönsten Punkte suchten sie sich für ihre Burgenbauten heraus. Schwierigkeiten kannten sie nicht. Nach kurzer Rast auf dem Felsen stiegen wir hinunter in den Burghof, um den Pfad ausfindig zu machen, der uns nach der Ruine Helfenstein führen sollte, die so sonderbar es klingt erst im Jh. 1927 entdeckt wurde. Wir erfuhren von dieser Entdeckung durch einen Artikel in Heft No. 11 vom November 1928 der Zeitschrift «Elsassland-Lothringer Heimat» und waren begierig, diese Neuentdeckung zu besichtigen. Wir fanden die Burg ohne Schwierigkeit. Sie liegt auf demselben Bergrücken wie die Ruine Falkenstein und ist von dieser höchstens 5 Minuten entfernt. Grosse Buckelquader bedecken den Boden des alten Burghofes und gelten als Beweis des Bestehens einer früheren Burg. Wir kletterten zum Burgfelsen und sahen in beträchtlicher Höhe über uns eine in den Felsen gehauene Treppe zum Felsplateau führen. Es war uns leider nicht möglich, zu dieser Steintreppe zu gelangen, denn die Felsen sind steil und glatt. Bedauerlich ist es, dass noch keine Leiter hinaufführt, um den Touristen zu gestatten, die Anlagen der früheren Burg Helfenstein zu besichtigen. Die Sektion Niederbronn des Vogesenklubs wird jedenfalls noch abwarten müssen, bis die Nachgrabungen dort endgültig beendet sind, dann wird auch wohl ein Wegweiser bei der Ruine Falkenstein angebracht werden, damit die Touristen diese neuentdeckte Ruine mit Leichtigkeit finden können.

Wir verliessen die Ruine und hatten den mit blauem Kreuz bezeichneten Weg wieder erreicht, der uns am Forsthaus Weiherstal vorbei hinauf zum Mollochsattel führte. An diesem Punkte treffen sich mehrere Wege. Das blaue Kreuz führt auf der Höhe weiter zum Grossen Wintersberg und Niederbronn. Wir folgten nun dem gelben Kreuz und erreichten nach kurzer Zeit die einsam in einem dunklen Walde gelegene Ruine Hohenfels. Es ist überall dasselbe Bild. Geringe Mauerreste und Felskammern in grosser Zahl. Auf dem höchsten Punkte des Felsens erregte eine 4 Meter tiefe Felskammer mit schmaler Fensterspalte unsere Aufmerksamkeit. Dieselbe war mit einem steinernen Deckel verschlossen und liess eines der ehemals gefürchteten Burgverliesse vermuten.

Beim Heraustreten aus dem Walde sahen wir Dambach vor uns liegen. Das mit grünen Matten bedeckte Schwarzbachtal dehnt sich weit aus. Auf der andern Talseite erstrecken sich waldreiche



Felsen der Ruine Falkenstein

Berge, und mächtige imposante Felspartien geben der ganzen Gegend ein wunderschönes Gepräge. Die Sonne war bereits hinter den Bergen, an welche sich die Ortschaft anschmiegt, verschwunden, und die Abendschatten breiteten sich über dem Tal aus. Wir beschleunigten unsere Schritte und hatten bald das Gasthaus «Zur Sonne» erreicht, wo wir angenehm übernachteten und uns für den nächsten Wandertag stärken konnten.

Ein heftiges Gewitter zog über die Gegend, als wir frühmorgens erwachten. Doch konnten wir zu unserer Freude bereits ein Nachlassen des Regens feststellen. Die Wolkendecke wurde heller, und beim Verlassen der Gaststätte machte die Sonne den zaghaften Versuch, die zerrissene Wolkendecke zu durchdringen. Wir durchquerten das Tal, überschritten bald den Schwarzbach und folgten einem sandigen Fahrweg, der sich in gerader Richtung

und eintönig durch einen Kieferwald hinzieht. Das Wetter war noch nicht ganz geheuer. Die Sonne kam und verschwand sofort wieder hinter den vom Winde gepeitschten Wolkenfetzen. Ein feiner Regen setzte von Zeit zu Zeit ein, uns angenehme Kühlung bringend. Wir mochten wohl eine Stunde gewandert sein, da tauchte das Forsthaus Fischerackerhof, an einem Weiher gleichen Namens gelegen, vor uns auf. Von allen Seiten mündeten Wege und Markierungen auf diesen schönen Platz ein. Wir studierten die zahlreichen Wegweiser, die nach folgenden Richtungen wiesen: Obersteinbach, Lützelhardt, Niederbronn, Dambach, Schöneck. Wir folgten dem Weg, der uns in $\frac{1}{4}$ Stunde hinauf auf Ruine Schöneck führte. Man merkt heute noch, trotzdem die Ruine dem Zerfall nahe ist, dass sich an dieser Stelle einst eine prächtige Burg erhob, die Anrecht auf Führung ihres Namens hatte. Das Eingangstor, über dem sich eine für den Angreifer gefährliche Pechnase befindet, ist in allen seinen Teilen noch sehr gut erhalten. Die Türme und Mauern sind geschmückt mit Fresken, zierlichen Schiesscharten und Rundbogenfriesen, und alles deutet auf frühere Pracht und Schönheit hin. Wir stiegen hinauf zum Felsplateau, wo sich früher die eigentliche Wohnung der Ritter befand. Eine hohe mit Fenstern versehene Mauer erhebt sich noch als letztes Ueberbleibsel des einstigen Schlosses. Man muss staunen, dass die Mauer, die in dieser Höhe so sehr den Stürmen und dem Wetter ausgesetzt ist, noch immer standhält.

Die Zeit verging wie im Fluge, und wir mussten nach angenehmer Rast an den Weitermarsch denken. Der schöne Pfad führte uns hinunter zur Obersteinbacher Strasse, die wir kreuzten, um gleich wieder anzusteigen bis zum Wineckersattel. Ein Wegweiser zeigte zur Ruine Wineck. Wir ersparten uns jedoch diesen Abstecher, denn von der Ruine ist ausser dem Turm nicht mehr viel zu sehen. Wir folgten dem schönen Weg auf der Höhe und gelangten nach kurzer Zeit zum Wittschlüsselsattel. Die Ruine Wittschlüssel liegt oberhalb dieses Bergsattels sehr gut sichtbar, denn der Wald, der sich vorher dort befand, wurde kurz zuvor vollständig abgeholzt. Der Pfad zieht sich in bequemen Windungen hinauf. Von der Burg, die auf hohem Felsen stand, ist so gut wie

nichts mehr vorhanden. Der Felsen ist zugänglich gemacht und bietet eine umfassende Aussicht. Der letzte Wandertag war noch nicht beendet, aber wir bedauerten schon sehr, dass uns nicht noch acht freie Tage zur Verfügung standen. Wir wären gerne gewandert bis zur Schweizer Grenze, von Berg zu Berg und Tal zu Tal, ohne des Schauens müde zu werden. Nur derjenige, welcher mit Leib und Seele Tourist ist und die Schönheiten der Berge und Wälder zu schätzen weiss, kann verstehen, wie schwer es uns wurde an diesem Tage, wo wir dem Endziele unserer Wanderung zustrebten.

Der Regen hatte nun endgültig nachgelassen, und der Wind trieb nur noch vereinzelte weisse Wolken vor sich her. Der Wald strömte einen angenehmen Duft aus, den wir mit vollen Lungen aufsaugten. Wo sich eine Lücke öffnete, hatten wir eine klare und weite Aussicht wie nach jedem Regenfall.

Wir wanderten bergabwärts. Beim Austritt aus dem Walde tauchte plötzlich die Ruine Alt-Windstein vor uns auf. Im Hintergrunde öffnete sich ein breites Tal, in dem sich die Häuser der Ortschaft Windstein ausbreiten. Wir hatten den Burgfelsen bald erreicht und stiegen hinauf zum Forsthaus, das hart an die Felswand angelehnt ist. Neben dem Forsthaus ist der Eingang eines unterirdischen Ganges sichtbar, dessen Eintritt jedoch nicht gestattet wird. Dieser Gang soll die beiden Schlösser Windstein und Schöneck miteinander verbunden haben.

Eingemeisselte Treppen führen hinauf zum Felsplateau, von wo aus man eine lohnende Aussicht genießt. Gegenüber liegen die Reste der Burg Neu-Windstein. Nachdem wir uns noch die Ruine Neu-Windstein angesehen hatten, verliessen wir die prächtige Gegend, um dem Endziel unserer Wanderung entgegenzueilen. Nach zweistündiger, schöner Waldwanderung sahen wir Niederbronn vor uns liegen, und bald darauf lenkten wir unsere Schritte zum Bahnhof, wo wir uns im Schatten der Bäume das Bier recht schmecken liessen. Die Burgenfahrt war beendet. Der Zug brachte uns wieder nach Strassburg. Noch lange dachten wir aber an die herrlichen Wasgauberge und Wasgauburgen zurück, die uns so viel Freude bereiteten.

SABINA

Eine altstrassburger Erzählung von A. Schreiber

Der edle Meister Erwin von Steinbach, der den Turm am herrlichen Münster zu Strassburg erbaute, starb vor seiner Beendigung, aber er hinterliess zwei Kinder, die das Werk zur schönen Vollendung brachten. Der Sohn Johannes leitete den Bau, und Sabina, die Tochter, schmückte das grosse Portal mit ihren kunstreichen Arbeiten. Sie führte nicht nur den Meissel mit seltener Geschicklichkeit, sondern war auch glücklich im Erfinden und wusste über alles, was sie schuf und ordnete, die ihr eigentümliche Anmut zu verbreiten. Sabina gehörte zu den schönsten Jungfrauen ihrer Zeit. Zwar hatte sie bereits ihr zweiundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt, aber nach ihrem zartgliederten Bau und ihrem kindlichen und unschuldigen Wesen hielt man sie für ein Mägdlein von sechzehn. Da sie aufgewachsen war in der Natur und unter den Werken der Kunst, so wanderte sie fast als eine Fremde unter den Menschen und war vertrauter mit den Erscheinungen der höheren Welt als mit den Umgebungen des täglichen Lebens. Darum hatte sie auch ihr Herz noch nie der Liebe geöffnet, obgleich ihr ganzes Gemüt von Liebe erfüllt war und sie nie einen feindseligen Trieb in ihrem Innern verspürt hatte.

Das Portal des Münsters rückte schnell seiner Vollendung nahe: nur ein Bild fehlte noch über dem Eingang. Sabina hatte dazu die Himmelskönigin gewählt. Aus Lilien und Rosen sollte die jungfräuliche Mutter sich erheben, den Sohn der Liebe und der Schmerzen auf dem Arme und die königliche Krone auf dem Haupt. Auf dem Platze vor dem Münster standen die vielen Werkhütten für die Meister und Gesellen, die dabei beschäftigt waren. Sabina liebte jedoch nicht, in einem engen, niedrigen Raum zu arbeiten. Sie hatte eine Stelle im Innern der Kirche nahe dem Grabe des Vaters gewählt; hier wurde ihr Gemüt jedesmal in eine wunderbare Stimmung versetzt. Es kam ihr vor, als ob ein unsichtbares Wesen, welches sie für den Geist ihres Vaters hielt, ihren Arm führte und das Werk sich gleichsam von selbst unter ihrem Meissel bilde.

Der Stein fing bereits an, in rohen Umrissen Gestalt zu gewinnen; aber als sie eines Morgens, nachdem sie vorher wie gewöhnlich in einer nahen Kapelle der Frühmesse beigewohnt hatte, an ihre Arbeit gehen wollte, gewahrte sie mit Erstaunen, dass diese seit dem vorigen Abend weiter vorgerückt sei. Das Antlitz der jungfräulichen Mutter trat in den Hauptteilen weit bestimmter hervor, und der lange Schleier, der die hohe Gestalt in schön geworfenen Falten umwallen sollte, schmiegte sich schon recht weich und anmutig an

die reichen Locken. Eine mit Kunst hochbegabte Hand musste hier den Hammer geführt haben, das war sichtbar genug, und Sabina dachte augenblicklich an den Geist ihres Vaters. Sie warf sich voll Wehmut und Liebe und nicht ohne leisen Schauer an seinem Grabe nieder und sprach zu ihm, als stünde er ihr nahe, kindliche Worte der Dankbarkeit aus tiefbewegtem Herzen. Hierauf nahm sie ihre Werkzeuge, um fortzuarbeiten, wurde aber jetzt erst gewahr, dass das Antlitz des Bildes sich bereits unter der unbekanntenen Hand zu einer ganz anderen Form geneigt habe, als die ihr vorgezeichnet war. Sie hatte nun nicht den Mut, den Meissel an diesem Teile anzusetzen, und beschäftigte sich an der Krone und den Gewändern.

Sabina bewohnte mit ihrem Bruder ein kleines, freundliches Gartenhaus vor der Stadt an der Ill. Den Mittag brachte sie gewöhnlich bei einer Freundin zu, und sobald der Abend herabsank, eilte sie aus dem Gewühle und Getümmel hinaus in die stillen Schatten ihres ländlichen Aufenthaltes. Es war ihr höchster Genuss, in der Dämmerung zwischen den blühenden Sträuchern hin und her zu wandeln, von niemanden gesehen als von den Sternen des Himmels. Im ländlichen Frieden fühlte sie sich der Welt des Unsichtbaren näher, und gewohnt, die Kunst als eine Art Gottesdienst zu betrachten, konnte sie nichts ahnen von der Schranke, welche die Gebilde der Menschenhand von dem ewig jungen und rein aus sich erblühenden Leben der Natur für jene trennen, denen der hohe Sinn verschlossen geblieben ist. Heute wandelte sie länger als sonst unter den Bäumen des Gartens dahin, und eine unerklärliche Wehmut hatte ihre Seele ergriffen. Sie setzte sich auf eine Bank, nahm ihre Harfe und wollte versuchen, ihrem Herzen durch die Musik Sprache abzugewinnen, da vernahm sie an der Gartenmauer die Töne einer Zither. Es lag etwas wunderbar Rührendes in dem einfachen, kunstlosen Spiel, das einem Liede zum Eingang diente. Eine sanfte männliche Stimme sang jetzt:

Frühling, Frühling, hältst mich hier,
Eine Blume such ich mir.
Will das Blümlein mir nicht blühen,
Muss ich mit den Schwalben ziehen.

Maienlüftchen spielen lind
Wie im Mutterschoss das Kind.
Lüftchen, hört ihr meine Klagen?
Wollt ihr meine Botschaft tragen?

Bringt sie zu der Jungfrau hin
Dort im Garten still und grün,

Müsst sie aber ja nicht stören,
Wenn sie spricht mit Engelchören.

Aber horcht sie, sanft bewegt,
Wie der nahe Strom sich regt,
O so mögt ihr leise flüstern,
Welche Nächte mich umdüstern.

Viele Sternlein prangen dort,
Jedes spricht ein tröstlich Wort,
Wollen all' den Menschen dienen,
Jedem ist sein Stern erschienen.

Doch den meinen seh' ich nicht,
Und er glüht im reinsten Licht.
Will er meine Bahn nicht leiten?
Soll ich ohne Führer schreiten?

Stern, o Stern, so klar und rein,
Leuchte mir mit deinem Schein!
Willst du dich zu mir nicht neigen,
Muss ich zu den Schatten steigen.

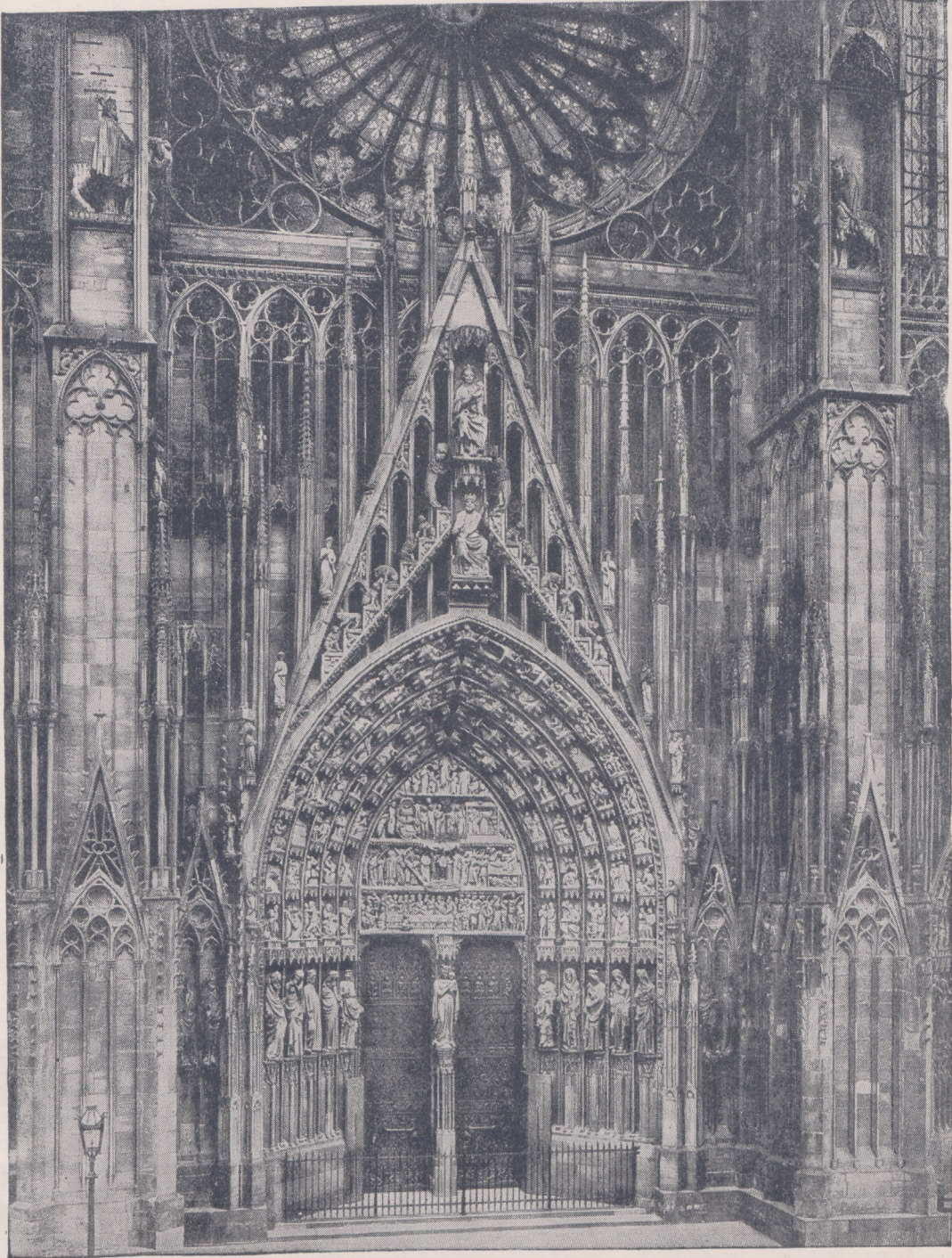
Der Jungfrau kam es nicht in den Sinn, dass die Klage still trauernder Liebe ihr gegolten haben könnte. Sie dachte vielmehr, der arme Sänger sei von seinem Leide herausgetrieben worden in die Stille der Nacht, um hier unbelauscht seinem Schmerz Worte zu geben. Sie fühlte sogar das reinste Mitleid gegen den Unbekannten und wünschte herzlich, dass ihm sein Stern aufgehen und seinen Weg erleuchten möge.

Eine kleine Unpässlichkeit nötigte sie, einige Tage zu Hause zu bleiben. Als sie aber am Morgen des vierten Tages wieder an ihre Arbeit gehen wollte, fand sie das Antlitz der himmlischen Jungfrau nicht nur beinahe vollendet, sondern entdeckte auch darin eine treue Nachbildung ihrer eigenen anmutigen Züge. Es kam sie ein Grauen an, und ängstlich wendete sie das Auge nach dem Grabe ihres Vaters. An den Sarkophag gelehnt, stand eine schöner Jüngling, der Sabina mit bescheidener Freundlichkeit grüßte und sich hierauf mit langsamen Schritten hinter der Bogenstellung verlor. Die edle Gestalt des Fremden, der milde Ernst in seinem Antlitz und der reine, klare Blick seines Auges machten auf die Jungfrau einen Eindruck, dergleichen sie vorher nicht empfunden. Plötzlich kam ihr der Sänger in den Sinn, den sie abends an ihrer Gartenmauer gehört, und eine seltsame Aengstlichkeit bemächtigte sich ihres Gemüts. In sich versunken, stand sie da, als ihr Bruder mit einem Fremden auf sie zu kam. «Sabina», sagte er, «du siehst hier Meister Leonte, mit dem ich gestern Bekanntschaft gemacht habe. Er ist in der Kunst der Malerei wohl erfahren und in manchen geheimnisvollen Dingen. So weiss er z. B. aus den Linien der Hand den Lebensgang eines Menschen zu deuten.» Sabina warf einen schüchternen Blick auf den Fremden. Er war ein Mann von ungefähr dreissig Jahren, hochragend,

wohlgestaltet, mit schwarzen, blitzenden Augen, doch lag in seinen Zügen etwas Erstarrtes, das die Jungfrau mit Grauen erfüllte. «Erlaubt mir, schöne Jungfrau, Euer Glück zu erkunden,» sagte er, mehr gebietend als bittend, und wollte ihre Hand ergreifen. Sabina weigerte sich und antwortete: «Wenn der liebe Gott etwas mit geheimer Schrift in unsere Hände geschrieben hätte, so würde der Mensch schwerlich den Schlüssel dazu finden mögen. Ich will die Zukunft erwarten und nicht erforschen.» Aus Leontes Augen brach ein Strahl des Unwillens hervor, und sein Mund schien sich etwas zu verziehen, aber im übrigen Antlitz blieb die totenähnliche Erstarrung. Er betrachtete eine Weile das angefangene Bildwerk. «Ihr habt Euch trefflich konterfeit, schöne Jungfrau», sprach er und drehte die Jungfrau so, dass er sie gemächlich mit dem Bilde vergleichen konnte. Ein Schauer durchlief sie bei der Berührung des Fremden, sie stand bewegungslos, und es kam ihr vor, als sei sie in zauberische Gewalt gefallen. «Ja, ja, der Schönheit gebührt die Königskrone,» fuhr er fort, «und Lilien und Rosen streut sie über das Leben». Er redete hierauf noch mancherlei von den herrlichen Tempeln und Palästen im Orient und rühmte besonders die Kunst der alten Griechen. «Ich bin selbst ein Grieche,» sagte er, «aber darum nicht parteiisch für mein Volk. Allein es ist doch ein ganz verschiedenes Gefühl, in einen heiteren, alten Göttertempel zu treten und in einen düstern gotischen Dom. Dort werden Auge und Herz erfreut, das Leben erhält eine höhere Weihe, denn in jedem Bildwerk erscheint eine liebliche Blüte desselben in dichterischer Hülle. Die Götter selbst werden Mitgenossen des Menschen. Dagegen im Christentum liegt ein schwerer Fluch auf dem schönen Lebensgarten — die schönsten Früchte bringen den Tod und dem schönsten Reigen tanzt ein Gerippe, mit dem Leichentuche überm Schädel und der Sanduhr in der Hand, grimmig voran. Ich habe dergleichen seltsame Vorstellungen selbst in vielen Kirchen des Abendlandes gefunden. Sie waren auf hängende Tücher gemalt und diese Tücher mit Totenbeinen besetzt. Wenn nun der Wind die bewegliche Wand hin und her wehte, so entstand ein Geklapper, welches das glühendste Leben zur eiskalten Erstarrung bringen musste.»

Sabina wurde durch diese Rede höchlich bestürzt und fragte mit leiser Stimme: «Seid ihr vielleicht ein Heide?»

«Wir sind Christen,» erwiderte Leonte, «lassen uns aber darum das Leben nicht abquälen durch düstern Missglauben. Wundert Euch darob nicht! Es hat mit solchen Dingen dieselbe Bewandnis wie mit Blumen und Pflanzen. Bäume und Gras haben bei uns ein frischeres Grün, die Rose hat ein lieblicheres Rot und das Veilchen ein anmutigeres Blau als hier im Abendlande. Darum konnte bei uns das Christentum nicht die traurige Gestalt an-



Strassburger Münster, Mittelportal der Westfassade



Matthäus (Engelpfeiler)

nehmen, die es bei euch gewonnen. Wir verstecken die Gräber unter wohlriechenden Stauden, ihr aber baut schwarze Kammern und türmt darin Totenbeine und Totenschädel zierlich aufeinander.»

Leonte kam jetzt mit einer leichten Wendung auf das Münster zu sprechen und setzte die Eigenheiten dieses herrlichen Baues recht gründlich auseinander. Dadurch gewann er augenblicklich wieder das Wohlwollen des Meisters Johannes, aber Sabina konnte sich trotzdem der quälenden Scheu vor ihm nicht erwehren. Der nächste Tag war ein Feiertag. Die beiden Geschwister hatten mit einigen Freundinnen einen Lustgang auf das Land verabredet, und Leonte wurde von Meister Johannes dazu eingeladen, was Sabina nicht erfreulich war. Die kleine Gesellschaft ging nach einem eine halbe Stunde vor der Stadt gelegenen Meierhof, und man wurde bald recht vertraut und fröhlich. Leonte war reich an lustigen Einfällen und wusste viele anmutige Geschichten mit eigentümlicher Laune zu erzählen. Auch Sabina wurde zusehends heiter und unbefangen, denn der Scherz schweifte nicht über die Grenze hinaus, die Zucht und gute Sitte anwies. Leonte zog ein Stückchen schwarzer Kreide aus der Tasche und zeichnete die Gesichter der Frauen an die Wand mit wenigen kecken, meisterhaften Strichen, aber alle recht kenntlich. Jedem Gesichte hatte er etwas Drolliges gegeben, nur in Sabinas Augen und um ihren Mund erschien eine gewisse Lüsterheit und Begehrlichkeit. Die Jungfrau erschrak, als sie ihr Bild aufmerksam betrachtete, und ihr fröhlicher Mut war verloren.

Meister Johannes schlug eine kleine Fahrt auf dem nahen Flusse vor. Dies wurde einhellig angenommen. Die Frauen erboten sich, während der Wasserfahrt einige Lieder zu singen. Als die Ge-

sellschaft ungefähr nach einer Stunde in die Meierei zurückkehrte, war Leontes Zeichnung von Sabinas Bild ausgelöscht und eine andere an ihre Stelle gesetzt. Das Antlitz der Jungfrau erschien fromm und unschuldig, als wäre es nie durch eine Ahnung des Bösen getrübt worden. Leonte war der erste, der die Veränderung bemerkte, und fuhr zusammen wie ein Mensch, vor dessen Augen unvermutet eine furchtbare Erscheinung tritt. — Sabina bemerkte es wohl, und ihr wurde noch unheimlicher um's Herz. Leonte ging hinaus und erkundigte sich bei der Meierin, ob jemand auf dem Hofe wohne, der sich mit der Zeichenkunst beschäftige. Die gute Frau war taub und erteilte ihm eine verkehrte Antwort, und ihre beiden Töchter, zwei Mägdlein von acht und zehn Jahren, wurden ängstlich und verlegen bei dem Anblick des Fremden, der so verstört aussah, und waren nicht zur Rede zu bringen.

Die Sonne sank hinter die Berge. Da verliess die Gesellschaft die Meierei, um wieder nach der Stadt zu gehen. Sabina blieb, nachdem die übrigen das Haus bereits verlassen hatten, noch einige Augenblicke in der Stube zurück, um ihr wie durch ein Wunder dahin gezaubertes Bild mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Da öffnete sich eine Nebentüre, und herein trat der schöne Jüngling, den sie im Münster am Grabe ihres Vaters gesehen hatte. «Edle Jungfrau,» sagte er bescheiden, «es mag Euch vielleicht unziemlich dünken, dass ich ein Zwiegespräch mit Euch suche, aber mir gebieten meine Pflicht und mein Herz, Euch zu warnen. Ihr seid in schlimmer Gesellschaft. Ich kenne diesen Leonte, und es wird Euch viel nützen, ihn auch kennen zu lernen. Hier ist nicht Zeit und Ort zum längeren Gespräche, wollt Ihr mir aber erlauben, Euch und Euren trefflichen Bruder in Eurem Garten zu besuchen?»

Sabina willigte in das Begehren des Jünglings ein, ohne sich ihrer Worte recht bewusst zu sein, denn sie befand sich in einem seltsamen Gemütszustande. Auf dem Heimweg nahm sie keinen Anteil an der Lust und dem Scherze der übrigen, sondern wandelte, still in sich vertieft, auf einem Seitenpfade hin. Aber mit ihr ging das Bild des fremden Jünglings, zu dem sich ihr Herz neigte wie zu einem lieblichen Bekannten, den man nach langer Trennung wieder sieht.

Bruno — so hiess der Jüngling — versäumte nicht, sich am Abend des andern Tages in dem Gartenhause einzufinden. Die beiden Geschwister empfingen ihn recht herzlich. Nach einigen Gesprächen teilte er ihnen über Leonte folgendes mit:

«Ich muss,» hub er an, «des Zusammenhangs wegen von mir selbst beginnen. Die freie Stadt Strassburg ist mein Heimatsort. Mein Vater war ein Kaufherr, der grossen Verkehr mit einigen Handelshäusern in Mailand und Venedig hatte. Ich sollte mich früh in sein Geschäft einüben. Im

zwölften Jahr meines Alters nahm er mich schon mit nach Italien. Die schönen Werke der Kunst, die ich in diesem Lande zu sehen bekam, lehrten mich bald, wozu ich berufen war. Ich sagte keineswegs, als wollt' ich mir grosse Fähigkeiten beilegen. Mein Vater erforschte mich genau, und da er vernahm, dass meine Neigung nicht aus einem flüchtigen Wohlgefallen an einer mir neuen Erscheinung hervorgegangen, sondern nur in mir geweckt worden sei durch den Anblick der herrlichen Bildwerke, fügte er sich in meine Wünsche und liess mich in Mailand bei einem tüchtigen Meister zurück, der die Baukunst und die Bildhauerkunst mit schönem Erfolg ausübte. Ich blieb dortselbst bis in mein achtzehntes Jahr und während dieser Zeit hörte ich oft von diesem Leonte sprechen als von einem Manne, den Gott mit reichen Gaben ausgestattet habe, der sie aber verwendete zu ruchlosen Dingen. Er malte meist nur Unzüchtiges, und selbst seine Bilder aus der Bibel und Legende hatten nichts Frommes und Heiliges, sondern waren gemacht, die Sinnlichkeit zu erregen. Viele junge Künstler, die sich an ihn anschlossen, sind durch ihn zugrunde gerichtet worden, denn er zog sie ins wüste Leben hinein. Am gefährlichsten wurde er den Frauen. Er hielt sich keineswegs an liederliche Dirnen, sondern wusste die Gunst von Frauen und Jungfrauen zu gewinnen, deren Ruf bis dahin kein böser Hauch befleckt hatte. So schien er seine höchste Lust nur im Zerstören des Trefflichsten zu finden, weswegen er auch von vielen nur der Teufel von Smyrna genannt wurde, denn Smyrna soll seine Geburtsstadt sein. Es trug sich eine sonderbare Geschichte mit ihm zu, die ihn veranlasste, Mailand schnell und heimlich zu verlassen. Unter seinen Bekannten war ein Glockengiesser, Messer Carabotto mit Namen, der eine sehr schöne Frau hatte. Sie war aber nicht nur schön, sondern auch tugendhaft und besass viel Munterkeit und Entschlossenheit. Auf die anmutige Vittoria hatte Leonte seine Augen und Anschläge längst gerichtet, allein Messer Carabotto merkte dies bald und gestattete ihm nie den Zutritt in seine Wohnung, obgleich beide sonst zusammenkamen. Der Glockengiesser liebte das Würfelspiel. Leonte suchte ihn immer tiefer in diese Neigung zu verstricken, und es gelang ihm wunderbar. Eines Abends zeigte sich das Glück dem armen Carabotto besonders unhold — er verlor an Leonte sein Geld, seine Ringe und zuletzt seinen Mantel. Mit verschränkten Armen und wilden Gebärden schritt Messer Carabotto jetzt in der Stube auf und ab — Leonte beobachtete ihn eine Weile und rief ihm dann lachend zu: Noch einen Wurf, Freund Glockengiesser! Es gilt eine Nacht bei deiner schönen Vittoria; verliere ich, so erhältst du alles zurück, was ich diesen Abend von dir gewonnen. Carabotto dachte einige Augenblicke nach, ergriff hierauf mit dem Lächeln



Paulus (Dormitio)

des Ingrimms die Würfel und verlor abermals. Morgen Abend bist du mein Gast, sagte er zu Leonte. Dieser fand sich zur bestimmten Stunde in der Wohnung des Glockengiessers ein. Die Vittoria kam ihm heute sogar liebenswürdiger vor als sonst, auch erwies sie ihrem Gast grosse Höflichkeit und schenkte ihm fleissig den Becher voll. Leonte trank mehr als gewöhnlich, und als die Glocke Mitternacht verkündete, fiel er plötzlich in einen tiefen Schlaf. Carabotto hatte unter den Wein einen starken Schlaftrank gemischt. Er rief alsbald einige seiner Arbeiter, die bereits unterrichtet waren, und liess den unsauberen Gast auf den Markt tragen und dort auf eine Strohmatten niederlegen. Eine tote Katze wurde ihm in den Arm gegeben. So fanden ihn bei Tagesanbruch die Leute, die zur Frühmesse gingen. Erst gegen Mittag kam er wieder zu sich, und das drollige Ereignis verbreitete sich augenblicklich durch ganz Mailand. Leonte schwur dem Glockengiesser blutige Rache. Allein da die Obrigkeit schon lange ein Auge auf ihn hatte und er Gefahr witterte, machte er sich bei Nacht und Nebel davon.»

«Der sinnreiche Carabotto soll leben!» rief Meister Johannes, indem er die Gläser klingen liess. Sabina sass da in tiefer Bewegung, denn so nahe waren die Zerrgestalten des Lasters noch nie an ihrem reinen Auge vorübergegangen. Bruno, der bemerkte, was in ihrer Seele vorging, nahm wieder das Wort und sagte: «Meine Erzählung ist allerdings nicht erfreulich, doch lehrreich. Auch zeigt ja die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes nichts anderes als den beständigen Kampf des Guten mit dem Bösen, und wenn dieses den Sieg einmal in der Hand haben sollte, dann muss das Weltgericht erscheinen. Uebrigens kann das, was ich von Leonte noch zu erzählen habe, als

trostreicher Beweis gelten, wie nichtig doch menschlicher Verstand und menschliche Klugheit sind, wenn sie in ein Bündnis mit der Sünde treten.» «O so erzählt weiter!» riefen Johannes und Sabina, und er fuhr fort:

«Als meine Lehrjahre vorüber waren, ging ich nach Rom und blieb in dieser Hauptstadt der christlichen Welt über zwei Jahre. Ich hörte dort bald den Namen Leonte nennen und hatte auch jetzt Gelegenheit, ihn von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Es trug sich damals in Rom etwas Schreckliches zu. Eine Jungfrau, die ebenso schön war als tugendreich, lebte im Hause ihrer Base. Das Mägdlein hatte viele Nachstellungen zu erleiden, allein obgleich arm und sogar bedürftig, wies die fromme Dosaura doch jede unehrbare Werbung mit Abscheu zurück. Einst verschwand sie plötzlich. Niemand wusste, wie und wohin. Endlich am vierten Morgen wurde ihr Leichnam mit Wunden bedeckt, am Ufer des Tiber gefunden. Vermutlich hatten ihn die Mörder in den Strom werfen wollen und waren bei der Ausführung ihres Vorhabens gestört worden. Es entstanden jetzt allerlei Gerüchte. Ein grosser Verdacht fiel auf Leonte und einen alten Sizilianer, der sich, wie allgemein geglaubt wurde, mit der Schwarzkunst abgab. Viele meinten, die verruchten Menschen hätten die Jungfrau bloss ihren schändlichen Lüsten geopfert, andere behaupteten, dem Sizilianer sei zu einer seiner Beschwörungen das Blut einer Jungfrau nötig gewesen. Ein paar Künstler aber gerieten auf den Gedanken, wozu Leonte selbst in seinen Gesprächen Anlass gab, der Bösewicht habe die Zuckungen eines in Todesqual arbeitenden menschlichen Körpers mit Aufmerksamkeit und Absicht betrachten wollen, weil er eine sterbende Kleopatra auszuführen gedachte. Der Vorgang erregte gewaltiges Aufsehen. Die Obrigkeit gab Befehl, Leonte und den Sizilianer zu fassen, allein beide waren bei Nacht und Nebel verschwunden.

«Ich dachte nicht, dass ich diesem Scheusal je wieder auf meinem Lebenswege begegnen würde. Vor einigen Monaten kam ich in meine Vaterstadt zurück und bezog ein Zimmer in der Meierei meines Schwagers, denn in der Stadt selbst war es mir unheimlich, weil sich so vieles geändert hatte. Auf dem Land aber fand ich noch alles, wie ich es als Knabe gekannt, jeder Baum grünte noch an seiner Stelle, und jeder Strauch und jedes Bächlein erinnerten mich an die schöne Kinderzeit. Mein Wohnzimmer auf dem Gute stösst an die Stube, in welcher Ihr neulich mit Leonte beisammen waret, und nun könnt Ihr Euch leicht alles Rätselhafte erklären.»

«Die Zeichnung an der Wand?» sagte Sabina hoch errötend. Der Jüngling geriet in sichtbare Verlegenheit. In diesem Augenblick wurde Johannes hinausgerufen, weil ein Arbeiter ihn spre-

chen wollte. Bruno sammelte sich und hub mit leiser Stimme an:

«Edle Jungfrau, vergeb mir, dass ich das Bild, welches mir so lebendig in der Seele steht, nun zum zweiten Mal mit schwacher Hand nachzuformen versuchte.»

Sabina errötete noch mehr, denn sie dachte an ihr Marienbild. Nach einigem Stillschweigen fing der Jüngling wieder an und sagte: «Ich sah Euch zum erstenmal im Münster, aber Ihr waret so vertieft in Eure Arbeit, dass Ihr mich nicht bemerken konntet. Ohne Zweifel hätte ich auch meine Blicke nicht sobald von Euch abwenden mögen, aber es näherten sich Fusstritte, ich schaute um und sah Leonte wie einen bösen Geist, scheu und düster, an den Pfeilern hinwandeln. Ein kalter Schauer durchlief mich, denn es kam mir vor, als habe sich Satan in das Paradies eingeschlichen, um den Samen des Verderbens zu streuen in die geweihte Erde.»

Sabina war zu überrascht, um etwas Klares antworten zu können. Bruno bat sie um die Erlaubnis, sie und ihren Bruder bisweilen besuchen zu dürfen, und konnte sich nicht enthalten, die geheimen Wünsche seines Herzens schüchtern zu berühren.

Die Jungfrau versank in ein ernstes Nachdenken, dann schaute sie freundlich dem Jüngling ins Antlitz und sagte:

«Es ist etwas Wunderbares in der Art und Weise, wie wir uns kennen lernten, und ich kann darin den Finger einer höheren Macht wahrnehmen. Ich habe den Sinn Eurer Rede wohl verstanden, und wenn Ihr uns ferner besuchen wollt, so muss zwischen uns ein reines Verhältnis obwalten, damit es in uns selbst rein und klar bleibe. In einiger Zeit werden wir besser beurteilen können, was eines von uns dem andern wert sein mag. Auch will ich nicht verbergen, dass ich ein Gelübde getan, mich nicht eher zu verehlichen, als das Werk meines Vaters seine Vollendung erreicht hat und das grosse Portal des Münsters feierlich eröffnet wird.»

Meister Johannes trat jetzt wieder herein, und Sabina sagte freundlich: «Unser Gast wird Dir etwas anvertrauen.» Mit diesen Worten schlüpfte sie aus der Türe.

Bruno erzählte, was zwischen ihm und Sabina gesprochen worden war, und Meister Johannes reichte dem Jüngling die Hand. «Wir sind von heute an Brüder,» sagte er, «und wollen es bewahren in Rat und Tat.» — Es war unterdessen Nacht geworden, und Bruno kehrte nach der Stadt zurück. Als er kaum einige Schritte weit gegangen war, sah er eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, daherschleichen. Sie ging auf das Gartenhaus zu, welches Sabina bewohnte, und Bruno glaubte, beim Sternenschimmer Leonte zu erblicken. Er war's wirklich. An der Gartentür nahm



Zwei Engel vom Engelspfeiler

er eine Laute hervor, spielte und sang ein liebe-glühendes Lied. In Brunos Seele regte sich ein wilder Sturm. Er stellte sich hinter einen Baum und sang, als Leonte aufhörte, in ungefügiger, ungebundener Weise mit dumpfer, schauerlich klingender Stimme einige Sätze, an denen Leonte erkennen musste, dass hier jemand sei, der um seine wüste Vergangenheit und furchtbaren Geheimnisse wisse. Leonte sprang wütend mit gezücktem Dolch auf den Ort zu, wo Bruno stand. Da dieser aber ohne Waffe war, entschlüpfte er durch das Gebüsch in einen Fischernachen, der am Ufer stand, liess sich eine Strecke von der Ill abwärts treiben und landete dort auf der andern Seite. Leonte, der nirgends in der Runde ein menschliches Wesen gewahr werden konnte, mochte doch Unheimliches fühlen. Er kehrte mit eiligen Schritten nach der Stadt zurück.

Bruno besuchte von nun an fast täglich die

beiden Geschwister in ihrem Garten, und ihm und Sabina wurde es bald gewiss, dass sie sich für diese und jene Welt angehörten. Nie sprachen sie von Liebe, und doch hatte eine unaussprechliche Liebe ihr ganzes Wesen durchdrungen. Mit kindlicher Vertraulichkeit durchwanderten sie, Hand in Hand, beim heiteren Sternenlicht die Gänge des Gartens und redeten über die Kunst und das Leben, wie beide sich in ihren reinen Gemütern spiegelten, oder Bruno nahm die Laute zur Hand, und Sabina begleitete das anmutige Spiel mit ihrer süssen Stimme. Meister Johannes war fast immer an ihrer Seite und sagte oft: «In Euch erblüht mir eine schöne Zukunft! Lieb' und Freundschaft und Kunst dabei — was braucht man mehr, um ein Paradies zu haben, das wir aber auch treu bewahren wollen.» Bisweilen drang er scherzend in seine Schwester, die Frist zur Hochzeit mit Bruno abzukürzen, allein sie beharrte standhaft auf ihrem

Entschlusse und versetzte auf solches Andringen gewöhnlich mit himmlischem Lächeln: «Bin ich Euch denn nicht fleissig genug an meiner Arbeit? Warten und Erwarten ist des Weibes Wahlspruch, und Bruno wird sich wohl gedulden müssen bis zur Weihe des Münsters.»

Dieser Augenblick war jedoch nicht mehr fern; allein je näher der Tag kam, desto mehr fühlte sie eine Beklommenheit, welche sie nicht zu meistern vermochte. Doch verbarg sie ihre trüben Ahnungen vor dem Bruder und dem Geliebten und suchte, wenn sie allein war, Trost und Beruhigung im Gebet.

Das Portal des Münsters war nun auch vollendet, und auf den nächsten Sonntag sollte der erste Gottesdienst darin gefeiert werden. Es war jetzt Freitag. Meister Johannes brachte die Nacht in der Stadt zu, wo er bei einem kranken Freunde wachte, und Bruno gings abends noch spät mit Sabina im Garten auf und nieder. Sie redeten von dem nahen Fest, und die Jungfrau gedachte ihres verstorbenen Vaters. «Ach,» rief sie, «warum musste er diesen schönen Tag nicht erleben! Es ist ja doch der schönste Lohn des Künstlers, wenn es nun dasteht für mehr denn eine Zeit und zum ersten Mal zu tausend Augen und Herzen spricht!»

«Unter allen Künstlern,» hub Bruno an, um ihren Schmerz von seinem Gegenstande abzulenken, «unter allen Künstlern fiel doch dem Baumeister das herrlichste Los zu. Sein Werk ist nicht für wenige, sondern für alle; seine grossen, kühnen Massen und kunstreichen Formen wirken selbst auf die rohesten Gemüter, und wenn man aus dem Lärm der Menschen in die feierliche Stille eines Domes tritt und die Sinnbilder einer höheren Welt ringsum erblickt, so muss man an Gott und die Ewigkeit denken und die Hände mit Zerknirschung falten, mag man wollen oder nicht.»

Sie sprachen nach über diese und verwandte Dinge, als die Glocke der nächsten Kirche elf Uhr schlug. Bruno wollte jetzt nach Hause gehen, und Sabina begleitete ihn wie gewöhnlich hin bis zur Gartentür, wo eine alte Linde stand. Sie sagten sich eben gute Nacht, als man in den Aesten des Baumes ein Rauschen vernahm. Sabina wurde ängstlich und schmiegte sich fest an den Jüngling an. Sollte sich jemand dort oben verborgen haben, sagte dieser und schaute spähend nach dem Baum; allein obgleich der Mond schien und die Nacht sehr hell war, so liess sich doch in dem dichten Blätterwerk nichts entdecken. Bruno wollte den Gärtner rufen und eine Leiter herbeischaffen lassen, aber in diesem Augenblick brach ein Ast, und ein Mann fiel herab, der eine Maske vor dem Gesicht hatte. Die Maske verschob sich aber bei dem Fall, und an der Gestalt sowohl wie an den Verwünschungen, die der Mann aussties, erkannte man Leonte. Sabina stand eingewurzelt und sprachlos vor Schreck. Bruno aber, voll Menschlichkeit,

bot dem ruchlosen Manne die Hand, um ihm aufzuhelfen und fragte ihn, ob er sehr zu Schaden gekommen. Leonte lachte grässlich, zog einen Dolch hervor und stiess gegen Bruno, der jedoch mit starker Hand den Arm des Bösewichts fasste und ihm den Dolch zu entreissen suchte. Dies gelang ihm endlich, allein während des Ringens war durch Zufall Leontes Arm mit der Dolchspitze geritzt worden. Wütend und fürchterlich brüllend sprang er auf und wollte sich auf den Jüngling stürzen, aber Sabina, die bis jetzt fast leblos dagestanden, trat schnell zwischen beide. Sprechen konnte sie nicht. Schweigend hob sie die Rechte zum Himmel empor, und ihre Gestalt, die vom Monde beleuchtet wurde, hatte etwas Hohes und Ueberirdisches. Leonte schauderte zurück. «Da oben ist doch Einer, und Du bist sein Todesengel,» schrie er dumpf in sich. «Weh Dir, dass Er ist,» sprach Sabina leise, aber feierlich. «Nun denn,» sagte Leonte mit einem Laut der Erstarrung, «nun denn, so führe mich zu ihm und erstage ihm mein Verbrechen. Sein Gericht ist schon über mir — mein Dolch ist vergiftet, er sollte Bruno treffen.» —

Mit diesen Worten stürzte er aus dem Garten und warf sich in den nahen Strom.

Jetzt erst wich von Sabina alle Kraft. Sie sank in Brunos Arme, und er hatte Mühe, sie in das Haus zu bringen. Sie fiel bald in einen ängstlichen Schlummer. Bruno befahl dem Dienstmädchen, bei ihr zu wachen. Er selbst blieb die Nacht über in dem Garten, um, wenn Hülfe und Rat erfordert würden, bei der Hand zu sein. Am folgenden Morgen schien sie sich erholt zu haben und wohnte Tags darauf dem Feste im Münster bei. Doch mochte sie kaum das Ende des Gottesdienstes abwarten. Sie wurde plötzlich von einem heftigen Fieber überfallen und musste sich in einer Sänfte nach ihrer Wohnung bringen lassen. Die Krankheit wurde mit jeder Stunde bedenklicher — zwar gab der Arzt noch Hoffnung. Aber sie versicherte fest und ruhig, der neunte Tag werde sie wieder mit ihrem Vater vereinigen.

Und so geschah es. Bruno brachte die meiste Zeit an ihrem Lager zu. Er erhielt ihren letzten Händedruck und ihr letztes Lebewohl. Die Trauer um die Hingeschiedene war allgemein. Die Jungfrauen Strassburgs folgten ihrem Sarg und bestreuten ihn mit Blumen, als er in dem Münster niedergesetzt wurde. Sie hatte gewünscht, neben ihrem Vater begraben zu werden. Man ehrte und befolgte ihren letzten Willen. Der Schmerz ihres Bruders war gross, doch liess er sich nicht mit dem Schmerz Brunos vergleichen. Dieser entsagte der Welt und ihren Freuden und ging in ein Kloster. Oft sah man ihn am Grabe der Geliebten beten, und nach wenigen Jahren, gerade am Todestage Sabinas, ist auch er eingegangen in die ewigen Wohnungen des Friedens.

Ausschau

Büchertisch

Jahrbuch der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Strassburg, Band 8. Colmar, Alsatia-Verlag 1935, 258 S. mit mehreren Kunstbeilagen.

Das letztjährige Jahrbuch der regsamen und trefflich geleiteten Gesellschaft hatte einen schönen Bucherfolg. Weit über die Grenzen unseres Landes hinaus fand es in der internationalen wissenschaftlichen Welt gebührende Beachtung und freundliche Aufnahme. Heute ist die ganze Auflage vergriffen. Wir zweifeln nicht daran, dass dem vorliegenden neuen Bande ein gleich schöner Erfolg bescheiden sein wird. Der Inhalt ist vielseitig und reichhaltig, interessant und gediegen. Die Beiträge sind durchweg in ansprechender Form geboten. Claus Reinbolt befasst sich sachkundig mit dem Problem und Umbau der Strassburger Münsterorgel, E. Krenker, aus bisher unbeachteten Quellen schöpfend, mit Strassburg im Hussitenkrieg 1431, A. Merkling mit Meister Anton Gerbel mit einer trefflichen, gut illustrierten Studie. Fritz Eyer liefert zur Geschichte der Wüstungen im Unterelsass und L. Bachmeyer zur Kenntnis der Göttelebriefe im Elsass schätzenswerte Beiträge. Die lothringische Geschichte betreffen die Arbeiten von J. B. Kaiser (Die Patronatsherren der Pfarrei Rüssingen) und von J. Touba (Püttlinger Gemeindegengen 1782—1792). Fesselnd geschrieben ist Dr. J. Barthels Abhandlung «Deutschland-Frankreich. Von Kultur und Rasse, Wirtschaft und Geld», dgl. E. Strickers Beitrag «Primitivität und Trinität» (Eine Dogmatik des religiösen Erlebens in Essayform). R. Kommer beschliesst die Reihe der wissenschaftlichen Abhandlungen mit einer kosmologischen Studie «Elektrostatische Versuche mit luftleeren Glas kugeln». Das Schlusskapitel «Stimme der Zeit» enthält beachtenswerte kleinere Beiträge, u. a. Fritz Deckers schöne Würdigung Albert Schweitzers anlässlich seines 60. Geburtstages, Dr. F. Spiesers mutige Stellungnahme gegen die unhaltbaren volkskundlichen Theorien Hans Naumanns in der Selbstanzeige seines verdienstvollen Buches «Das Leben des Volksliedes im Rahmen eines Lothringerdorfes», ferner Referate über die Strassbur-

ger Vorträge von Prof. Dr. E. Barthel und Archivdirektor J. Brauner.

P. Archangelus Sieffert, Fort-Louis. Geschichte von Festung, Stadt und Dorf. [= Schriften der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Strassburg. Reihe A, Band 14.] Colmar, Alsatia-Verlag 1935, 320 Seiten mit 16 Bildtafeln und mehreren Textabbildungen.

Die vorliegende Geschichte von Fort-Louis ist, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, die Frucht langjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande. Es wurden die Kirchenbücher der Stadt- und Militärpfarre, das Gemeindearchiv, die Archive von Paris, Strassburg, Hagenau mit vielem Fleiss, grosser Sorgfalt und eindringlicher Gründlichkeit als Materialquellen erstmalig ausgeschöpft und damit wichtiges Neuland erschlossen. Die geschichtliche Untersuchung und Verarbeitung des umfangreichen Materials erfolgte mit umfassender Kenntnis und wurde mit lichtvoller Klarheit sehr geschickt durchgeführt. So entstand eine ganz hervorragende Leistung, eine Ortsgeschichte, die eine willkommene und wertvolle Bereicherung der elsässischen Geschichtsliteratur darstellt und dem Verfasser, einem bescheidenen Ordensmanne, in jeder Hinsicht zur Ehre gereicht, nicht allein wegen ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit, sondern auch wegen der vorbildlichen, klaren und durchsichtigen Darstellungsweise. Es werden in 9 Kapiteln behandelt: Festung und Militärwesen, Stadt- und Zivilverwaltung, Handel und Verkehr, Kirche, Kloster und Schule im 18. Jahrhundert, Revolution und Fall der Festung, die feindlichen Besetzungen 1814 bis 1818, die Zeit der grössten Not, die allgemeine Besserung der Lage und zuletzt Kirche und Schule im 19. Jahrhundert. Das Werk ist mit 16 Bildtafeln und mehreren Textabbildungen reich und gediegen illustriert. Wir freuen uns über seinen herrlichen Erfolg — die Auflage ist bereits vergriffen — und beglückwünschen dazu den Verfasser bestens.

Dr. J. L.

Vogesenwanderungen

Im nachstehenden schlagen wir dem geübten Wanderer, der die Waldeinsamkeit und die Höhenwanderung liebt, eine Wanderung vor, die bequem in 3 Tagen ausgeführt werden kann. Die Gehzeit beträgt insgesamt 17 Stunden. Der Weg führt durch prächtige Waldungen,

vorbei an herrlichen Aussichtspunkten und bietet wenig Schwierigkeiten. *1. Tag*: Lützelburg - Hôtel Velleda. 9³/₄ Std. oder: Lützelburg - Hengst. 5¹/₄ Std. — *2. Tag*: Hengst - Hôtel Velleda. 4¹/₂ Std. — *3. Tag*: Hôtel Velleda - Saales. 7¹/₄ Std.

Lützelburg - Hültenhausen - Francireurgrotte - Pfannenfels - Forsthaus Kempel - Hub Zollstock - Himbeerfels - Schleife - Backofenfels - Wetzlach - Forsthaus Hengst - Grossmann - Donon - Hôtel Velleda - Prayésattel - Katzenstein - Hanz - Solamont - Saales.

a) *Lützelburg - Kempel*. 2 Std.
Markierung: rot-weiss-rot.

Vom Bahnhof rechts abwärts und bald rechts Pfad aufwärts auf eine Strasse, welcher man rechts wenige Minuten aufwärts folgt, dann links Pfad. Nach 15 Min. der Strasse aufwärts folgen und nach 4 Min. links Pfad. Nach 10 Min. wieder auf die Strasse und derselben links aufwärts folgen. Rechts unten das Forsthaus Gewinn-

wald. In 10 Min. in *Hültenhausen* (Hultehouse). Bei der Kirche links, dann gleich rechts aufwärts. Bald bei nochmaliger Teilung rechts. Nach 8 Min. am Waldrande schöner Rückblick. Hier dem Pfad geradeaus im Wald folgen. Nach 10 Min. bei Wegeteilung Pfad rechts weiter, und nach 10 Min. Karrenweg links. Bei nochmaliger Teilung rechts. Nach 20 Min. führt links ein Pfad zur Francireurgrotte. Hier geradeaus weiter. Nach 5 Min.

bei Wegeteilung rechts aufwärts. Nach 5 Min. führt rechts ein Pfad zum Dagsburgblick. Wegweiser: Bellevue. Nach 3 Min. rechts Pfad in 2 Min. zum *Pfannen-felsen*. Schöne Aussicht. Vom Felsen Pfad rechts abwärts in 10 Min. zum *Forsthaus Kempel*.

b) *Forsthaus-Kempel - Hengst*. 3¼ Std.

Markierung: «rot-gelb», dann «rot-weiss».

Hier rechts am Zaun entlang, dann Pfad links aufwärts. Vereinigung mit dem von Stambach kommenden Weg; Markierung: rot-gelb. Nach 10 Min. bei Wegeteilung links dem Pfad folgen. Bald links aufwärts. Markierung: gelbes Kreuz. (Rechts «rot-gelb» direkt zur Hub.) Nach 10 Min. auf der Höhe Pfad rechts. Bald bei Teilung geradeaus in wenigen Schritten zum *Kühberg-felsen*. Vom Felsen zurück, dann bei Teilung rechts über den Rücken des Kühberges. Nach 10 Min. links Pfad abwärts. In 8 Min. bei den ersten Häusern der *Hub* (La Hoube) links. In 25 Min. durch den Ort, dann Strasse links aufwärts am Restaurant *Zollstock* vorbei. Nach wenigen Minuten Pfad rechts aufwärts. Markierung: rot-weiss. Nach 30 Min. führt links ein Pfad zum Himbeerfelsen. Markierung: blaues Rechteck mit weissem Mittelstrich. Die Aussicht vom Felsen ist unbeschreiblich schön. Zurück bis zur letzten Teilung, dann links noch einige Schritte aufwärts und leicht abwärts in 10 Min. zur *Schleife*. Schutzhütte. Hier links Fahrweg aufwärts. Nach 5 Min. rechts Pfad zum *Backofenfels*. Schöner Blick auf die Dagsburg. Tisch und Bänke. Der Fortsetzung des Pfades folgend wieder auf den verlassenen Fahrweg. Nun dem Pfad rechts folgen, welcher abwärts auf einen Fahrweg führt. Denselben links folgend in 40 Min. zum Bergsattel *Wetzlach*. Von der *Wetzlach* dem leicht ansteigenden Fahrweg folgend in 20 Min. auf den *Sandplatz*. Hier rechts Pfad. Bald Strasse kreuzen und dem ansteigenden Pfad folgend in 18 Min. aus dem Walde. Dem Pfad am Zaune entlang links folgen. In wenigen Minuten am *Forsthaus Hengst*. (Gute Wirtschaft und Nachtquartier.)

c) *Hengst - Katzenstein*. 7¼ Std.

Markierung: «rot-weiss», dann «rot-weiss-rot».

Vom Forsthaus rechts auf die Strasse und derselben rechts folgen. Nach 25 Min. geradeaus weiter. Markierung: rot-weiss-rot. Nach 12 Min. links Pfad. Berg zur Rechten. Nach 30 Min. rechts Pfad auf den Gipfel des *Grossmann* in 10 Min. (986 m). Prächtige Aussicht. Auf den verlassenen Pfad und diesen abwärts in 10 Min. zur *Altmatt* (935 m). Refuge der Union Touristique Strassbourg. Rechts abwärts in 5 Min. zum Forsthaus *Grossmann*. Nachtquartier. Von hier dem Pfad auf dem Bergrücken folgen. Beim Austritt aus dem Walde links Pfad zum Gipfel des *Noll* (991 m). Schöne Aussicht. Der Weg führt abwärts zur Haupttroute. Markierung: rotes Rechteck. Dem Pfad am Hange links folgen. Bei Teilung links Pfad abwärts. In 25 Min. im Bergsattel *Haut du Narion* (736 m). Dem Pfad links eben folgen. Nach 1 Stunde bei Pfadteilung rechts in 10 Min. auf eine Waldstrasse. Hier etwas rechts dann dem breiten Fahrweg links aufwärts folgend in 15 Min. zum *Dononsattel* (823 m). Ein schöner Pfad führt rechts aufwärts in 35 Min. zum Gipfel des *Donon* (1008 m), von welchem

man eine der bedeutendsten und schönsten Aussichten genießt. Hier Pfad abwärts. Nach 2 Min. rechts Zisterne und etwas weiter zu den Grundmauern eines Merkurtempels. Nun geradeaus auf eine Felsenplatte mit schönem weitem Blick. Abwärts in 30 Min. zum *Hôtel Velleda*. Man folge der Strasse, welche eben am Restaurant du *Donon* vorbeiführt. Nach 7 Min. bei Strassenteilung links aufwärts. Markierung: blauer Strich. Die Strasse führt ständig eben auf der Höhe fort und erreicht nach 15 Min. die Ferme *Albreyhaut*. Hier der Strasse weiter eben folgen in 10 Min. am *Stern* (752 m). Nun rechts Karrenweg aufwärts und bald links über den *Frohnberg* (La Corbeille) in 30 Min. zum *Prayésattel* (785 m). Der Strasse abwärts folgend am Forsthaus *Prayé*, unbewohnt. Etwas unterhalb befindet sich die *Refuge Laederer*. Eigentümer: *Club Vosgien*. Hier Karrenweg links über den Bach und bald bei Teilung rechts aufwärts. Berg zur Linken. Nach 10 Min. bei Wegeteilung Karrenweg links aufwärts. Nach 15 Min. bei Wegeteilung dem breiten Weg geradeaus auf der Höhe ständig folgen. Nach einstündiger einsamer Höhenwanderung erreicht man einen Fahrweg, welchem man links aufwärts folgt. Nach kurzer Zeit bei Wegeteilung Fahrweg rechts. Nach 10 Min. rechts Pfad aufwärts. In 25 Min. auf dem *Katzenstein* (*Chatte pendue* 900 m). Prächtiger Aussichtspunkt.

d) *Katzenstein - Hanz*. 1½ Std.

Markierung: gelber Strich.

Vom Felsen zurück und Pfad links abwärts. Nach 10 Min. bei Pfadteilung geradeaus aufwärts und bald auf Forststrasse. Dieser links abwärts ständig folgen. Nach 10 Min. Karrenweg kreuzen. Nach 5 Min. bei Teilung geradeaus eben weiter. Nach 5 Min. rechts oben Hütte. Nach 15 Min. an einer Quelle vorbei und links in grossem Bogen um den *Zaunkönigkopf* herum. Bald wieder Quelle. Nach 5 Min. einen Weg kreuzen und nach 15 Min. an einem Waldarbeiterhaus (Quelle) vorbei. Die Strasse führt abwärts und erreicht nach 15 Min. die Strasse, welche von *Champenay* heraufführt. Der Strasse rechts aufwärts folgend in 10 Min. am *Col du Hanz* (Restaurant). Pass an der Strasse von *St. Blaise* nach *Senones*.

e) *Hanz - Saales*. 3 Std.

Markierung: gelber Strich.

Am Restaurant links vorbei der Waldstrasse eben folgen. Nach kurzer Zeit Strasse rechts weiter. Diese Strasse wurde im Weltkrieg von den deutschen Truppen erbaut und erhielt den Namen: *Hundertstrasse*. Man folge nun dieser Strasse, welche teils durch Wald, teils über kahle Flächen führt; abwechselnd ansteigend, dann wieder eben über den Bergrücken ziehend. Nach 45 Min. bei der Ferme-Restaurant *Château St.-Louis* einen Fahrweg kreuzen und nach 20 Min. bei der Ferme *Le Palais* links in den Wald. Bald bei Teilung rechts und nach 15 Min. bei nochmaliger Teilung Pfad rechts aufwärts. Nach 7 Min. auf der Höhe links weiter. In 15 Min. auf dem Gipfel des *Solamont*. Schutzhütte. Von der Hütte dem Weg 5 Min. zurück folgen, dann Pfad links abwärts. Bald einen Fahrweg kreuzen. Nach 30 Min. aus dem Wald und über Felder in 20 Min. zum Bahnhof *Saales*.

Alfred Gaessler.



Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fließendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige el-sässische und französische Weine. Tél. Buhl 06
Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Dîners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage.
Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander.
Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat.
O. Mischler.

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.
Prop.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.
Prop.: Beyer.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Dîners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. Prop.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges.
Propriétaire: J. Lindecker.

Der Hüter des Vaterlandes Ein Bruder-Klaus-Roman

Von Maria Dutli-Rutishauser. 320 Seiten. In Leinen gebunden Frs. 27. —

Frau Maria Dutli-Rutishauser, die in Steckborn, dem idyllischen Dorfe am Ufer des Bodensees, bereits so manches reizende Buch geschrieben hat, hat mit diesem historischen Roman einen grossen, heiklen Versuch gemacht. Ich bin der Meinung, dass der Versuch gelungen ist.

Zwar wird die Kontroverse um den historischen Roman überhaupt nie aufhören. Alessandro Manzoni, der uns einen der schönsten und wohl der grössten historischen Romane der Weltliteratur geschenkt hat — I Promessi Sposi — hatte bekanntlich die Grundidee dieser literarischen Gattung verurteilt. Ein historischer Roman sei weder Roman noch Geschichte. Was dann? Wie erklärt sich aber, dass gerade solche Werke die Gunst des erlesenen Publikums stets besitzen und dass die genialsten Schriftsteller — ein Walter Scott, zum Beispiel, ein Tolstoi, ein Balzac, ein Manzoni — diese Darstellungsform bevorzugt haben?

Der Zweck dieses Buches ist, Niklaus von der Flüe zu ehren; das Mittel zum Zwecke besteht darin, dass der heilige Mann uns menschlich näher gebracht wird, als Jüngling, Sohn, Ehegatte und Vater, als Krieger, Magistrat und Friedensstifter und endlich als Einsiedler und Beter. In allen diesen Eigenschaften war und bleibt Niklaus der Hüter des Vaterlandes.

Der tiefere Sinn des Werkes — ein wunderschöner Sinn — offenbart sich aber vielleicht darin, dass die Ehefrau, die mit verklärender Liebe und zarter weiblicher Hand gezeichnete Dorothee, als der Engel des Hauses erscheint. Ohne Dorothee wäre auch Niklaus nicht möglich oder jedenfalls nicht so gewesen! So erhebt sich diese weibliche Figur unserer nationalen Geschichte auch zu einer heroischen Gestalt. Dass dies geschieht und geschehen soll, trübt dabei in keiner Weise die Betrachtung der Hauptfigur, die von Klaus Leuenbrugger selbst.

Ich empfehle das Buch allen Schweizern. Da meine Muttersprache die italienische ist, erlaube ich mir nicht, über Sprache und Stil der Verfasserin ein Urteil abzugeben; ein solches wäre wohl verwegen. Sagen darf ich aber, dass der Aufbau der Erzählung kunstgerecht ist. Es geht oft durch die Zeilen wie ein Gefühl der Weihe. Die Zwiegespräche zwischen Mann und Frau sind stets von innerem Adel getragen. Nur eine echte Frauenseele konnte ein solches Buch zunächst im Geiste entwerfen und dann niederschreiben. Nicht selten sind die geschilderten Vorgänge und die Art der Schilderung stark rührend und bewegend.

Unsicher sind die Zeiten und die Geister unruhig. Der innere und der äussere Friede sind augenfälligen, schweren Gefahren ausgesetzt. Wir brauchen seelische Sammlung, Mut, Entschlossenheit, Eintracht und, was noch viel wichtiger ist, Gotteshilfe. Eine schweizerische Schriftstellerin hätte wohl ihren Miteidgenossen keinen zeitgemässeren Lesestoff als gerade diesen bieten können.

Daher sage ich ihr hiermit innigen Dank und wünsche ihrem Werke eine bleibende Stätte auf dem Bücherspind und im Herzen recht vieler Landsleute.

Bern, den 31. Mai 1935.

Giuseppe Motta.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.
Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand
Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées
— Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.
Prop. : G. Schneider.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.
Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fliessendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach